

Dom von St. Just.

Landschaftliche Lage, Volksleben, geschichtliche und culturelle Entwicklung Triests.



Wer Triest mit der Südbahn zufährt, fühlt sich hinter Nabresina aufs angenehmste überrascht. Der Gegensatz zwischen der bisherigen Karstöde und der vom blauen Meer bespülten Küste ist ein bedeutender. Je mehr man sich Triest selbst nähert, desto freundlicher und abwechslungsreicher wird das Bild. Einen noch gewaltigeren Eindruck aber empfängt der Reisende, welcher schon bei Sessana die Bahn verläßt und auf der Straße, die seinerzeit von der Post benützt wurde, über Općina der Hafenstadt zugeht. Auch hier wandert er zunächst über Karstboden. Sobald er aber bei jenem Obelisk angelangt ist, den die Triester nach der Eröffnung der neuen Straße dem Kaiser Franz I. zu Ehren errichteten, sieht er mit einem Male das Meer und die Stadt sammt ihrer reizvollen Umgebung zu seinen Füßen.

Das Plateau von Kreide- und Nummulitenkalk, das die letzte Karstzone ausmacht, fällt an dieser Stelle steil ab. Ihm sind eine Reihe von Sandsteinhügeln vorgelagert, die,

sich allmählig senkend, ihre äußersten Ausläufer weit ins Meer erstrecken. Durch Farbe und Vegetation unterscheiden sie sich scharf von der Kalkzone. An einem der vordersten dieser Hügel liegt malerisch hineingebettet der größere Theil Triests.

Der nächste, etwas kürzere Höhenzug trägt nahe seinem Ende das Dörflein Servola.

Weiter südlich beginnen hinter der malerischen Bucht von Muggia die ähnlich gebauten Ausläufer der istrischen Küste mit der Punta Sottile und der Punta Grossa und südwestlich dieser die Punta Pirano und endlich folgt der westlichste Vorsprung der Halbinsel, die Punta Bassania.

Wenden wir unsere Blicke dem vor uns liegenden Abhang zu. Jäh senkt sich das Kalkplateau zum Dörfchen Biscianze hinab, das zwischen zwei theilweise terrassenförmig bebauten Sandsteinhügeln eingezwängt ist. Zerstreute Häuser ziehen sich an beiden Seiten die Thalschlucht entlang, die erst gegen die Mündung zu breiter wird. Dort liegt Rojano mit seinem stattlichen Kirchturm und der Kaserne. Dahinter dehnen sich die großartigen Anlagen des neuen Hafens aus.

Die weite Meeresfläche, die wir überschauen, begrenzen westlich die Lagunen von Grado und hinter ihnen schimmern bei reinem Himmel die fernen Alpenzüge herüber. So reicht unser Blick, selbst wenn wir nicht zu dem etwas höher gelegenen Aussichtspunkt emporstiegen, an vielen Stellen weit über die Grenzen des Stadtgebietes hinaus.

Triest mit Gebiet umfaßt 94.62 Quadratkilometer und zählte 1880 144.844 Seelen. Das schmale Territorium beginnt bei der Küste unweit St. Croce, bei der Wasserleitung von Aurefina, und verbreitert sich nach Südosten zu, wo auch das Karstplateau zurücktritt und einer größeren Küstenebene Raum gewährt. Dort endet beim Umbug der Küste, bei Zaula das Stadtgebiet, zu dem auch eine Anzahl von kleineren Ortschaften auf dem Karstboden gehört.

So schön der Blick von Općina aus an einem klaren Tage ist, so reizend der Sonnenuntergang, so eigenartig ist auch der Blick auf die Stadt zur Nachtzeit. Unzählige Lichter strahlen aus der dunklen Tiefe herauf. In geometrischen Figuren zeichnen uns dieselben die Umrisse der Hafendämme und Uferstrecken, die Plätze und Straßen. Von den gelblichen Gasflammen heben sich die elektrischen Lichter des neuen Hafens, die grünen und rothen Signallammen scharf ab.

Es läßt sich nicht nachweisen, wer zuerst die dominirende Anhöhe, auf der noch jetzt das Kastell steht, besetzte. Die Römer waren es nicht, doch beginnt mit ihrem Erscheinen hier das geschichtliche Leben. Seitdem das weltbeherrschende Volk jenes Gebiet, welches den Übergang von der apenninischen zur Balkanhalbinsel bildet, in den Kreis seiner Eroberungen zog, legte es auch hier Colonien als Stützpunkte einer dauernden Herrschaft an. So entstand Tergeste.

Das Geburtsjahr der römischen Colonialstadt ist unbekannt, doch steht es wohl nicht zu weit von dem siegreichen Feldzuge des Consuls Sempronius Tuditanus gegen die Tapyden (129 v. Chr.) ab. Mehr als sieben Jahrzehnte später fiel der Ort, als das cisalpinische Gallien bei Cäsars Unternehmungen jenseits der Alpen von Truppen entblößt war, einem Plünderungszuge der Tapyden zum Opfer. Octavianus Augustus (30 v. Chr. bis 14 n. Chr.) gab Tergeste neue Befestigungen, derselbe Fürst, welcher auch das Unterthanengebiet der Colonie bedeutend erweiterte.

Aber nicht nur den Ort selbst schützten Wall und Graben, auch die wichtigeren Verkehrswege, die nach Tergeste führten, waren durch Kastelle gesichert. Sogar das entferntere Gebiet wurde von Verschanzungen durchzogen, deren Spuren noch erkennbar sind. Galt dieser Bezirk doch als Vormauer Italiens, das seit der Reichseintheilung des Augustus Istrien bis zur Arsia (heute Arsa) umfaßte.

So genoß denn unsere Stadt alle materiellen und politischen Vortheile, welche das Kernland des römischen Reiches vor den Provinzen auszeichneten. Tergeste blühte und gedieh, so lange die italischen Gemeinwesen unter dem Schutze dieser Vorrechte und eines selten unterbrochenen Friedens standen; es sank und verfiel, als die Grundbedingungen seiner Wohlfahrt dahinschwanden.

Allerdings war Tergeste auch in den glänzendsten Tagen des römischen Weltreiches kein bedeutender Ort. Zu nahe lag das gewaltige Aquileja, das Handelsemporium für unsere Alpenländer, der Knotenpunkt der Straßenlinien. Aber ebenso weit entfernt war Triest jenes Fischerneß zu sein, als welches man es nach der Entstehung des Freihafens oft geringschätzig bezeichnete. Dem an Umfang über die heutige Altstadt hinausreichenden Orte fehlte es zur Römerzeit weder am Nothwendigen, noch am Schönen, weder an Hafenanlagen und Wasserleitungen, noch an einem Theater, an Tempeln, Altären und Statuen.

Wer heutzutage die Stadt durchwandert, findet allerdings wenige Spuren aus dieser längstvergangenen Zeit. In den Thurm unserer Kathedrale sind einige Säulen eingemauert, Bestandtheile eines Tempels der capitolinischen Gottheiten, welchen Clodius Quirinalis, Präfect der Flotte von Ravenna zur Zeit Neros, erneuert hatte. Unweit einer anderen Kirche in der Altstadt, der ehemaligen Jesuitenkirche, steht ein eigenthümlicher, halb im Boden vergrabener inschriftloser Bogen, seiner Form nach der spätrömischen Zeit angehörig und von unsicherer Bestimmung. Ein Kranz von Sagen hat das verwitterte Mauerwerk umflochten und sich auch der Namen desselben bemächtigt. Die gegenwärtige Benennung „Arco di Riccardo“, welcher der Kreuzfahrer Richard Löwenherz vorschwebt, ist ebenso wenig begründet wie eine andere, die den „Rè Carlo“, den Longobardenbesieger im Auge hat. Noch dürftiger sind die Spuren, welche sich von dem unter Trajan durch G. Petronius

erbauten Theater erhalten haben. Merkwürdigerweise trägt jedoch die ganze an das einstige Theater stoßende Gegend noch heutzutage den Namen *Rena* (aus *Arena*) *vecchia*.

Was sonst aus der Zeit des weltbeherrschenden Volkes übrig ist, befindet sich zumeist in zwei städtischen Sammlungen, dem archäologischen Museum und dem *Lapidario* nahe der Domkirche. Während das sorgsam gehaltene Museum seiner Beschaffenheit und inneren Einrichtung nach anderen ähnlichen Sammlungen gleicht, hat das *Lapidario* einen eigenartigen Charakter.

Als einer der besten Männer unserer Stadt, der 1842 gestorbene Dr. *Domenico de Rossetti*, nach vieljährigen Bemühungen einen seiner Lieblingswünsche verwirklichte, dem großen Winkelmann, der auf der Rückreise nach Italien 1768 hier einem fremden Mörder zum Opfer gefallen war, ein Denkmal zu errichten, da faßte er den Plan, dieses Monument zum Mittelpunkt einer Sammlung heimischer Alterthümer zu machen. Ein Theil des gerade damals aufgelassenen Friedhofes bei der Domkirche wurde dazu bestimmt, das Terrain etwas umgestaltet, und in der That fand, allerdings erst nach dem Tode des Gründers, die Eröffnung des mit Grab- und Botivsteinen, Altären, Inschriften und dergleichen geschmückten Gartens statt. Für die werthvolleren Sculpturen und eine besonders hervorragende Inschrift wurde später ein eigener tempelartiger Bau errichtet. Wer den aus drei Terrassen bestehenden, mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Raum betritt, dem weht ein eigenthümlicher Hauch milder Schwermuth entgegen. Die zahlreichen Inschriften, viele in den schönen Linien der classischen Periode, andere aus den späteren Jahrhunderten bis auf die neuere Zeit, die meisten gleich den freistehenden Denkmälern die Spuren der Verwitterung tragend, — sie gemahnen an das, was der Ort einst war, an einen Friedhof. Aber in diesem Friedhof schlummern jetzt fast neunzehn Jahrhunderte! Wer es versteht, die alten Steine zu lesen, dem erzählen sie von längst verstorbenen Menschen und von verklungenen Zeiten. Diesen halb verwitterten Denkmälern verdanken wir zunächst unsere Kenntnisse von dem inneren Leben Tergestes, von Personen und Familien Ämtern und Würden, Bauten und bedeutungsvollen Ereignissen.

Wenn von solchen, namentlich größeren Denkmälern Vieles unwiederbringlich verloren ist, liegt die Schuld nicht nur an der Nachlässigkeit und dem rücksichtslos praktischen Sinne späterer Geschlechter, sondern auch an den mannigfachen Bedrängnissen, die nach dem Sturz des römischen Reiches über die einzelnen Gebiete desselben hereinbrachen und unter welchen auch unsere Stadt unleugbar litt.

Als Triest aus dem Dunkel der Zeiten wieder hervortritt, steht es unter dem Zeichen des Krummstabes.

Schon um das Jahr 50 hatte nach der Legende die Lehre Christi durch Sendboten des *Hernagoras* von *Aquileja* aus hier Wurzel gefaßt und manche Befenner derselben



Arco di Riccardo.

besiegelten in Zeiten der Verfolgung ihre Glaubensstreue mit ihrem Blute. Iustus, der Stadtpatron (gestorben wahrscheinlich 303), der Krieger Sergius, dessen Hellebarde noch heute das Stadtwappen ziert, und Servulus, jener fromme Jüngling, der einige Zeit in einer Felsengrotte bei Triest haufte, mögen als Beispiele dienen. Aber auch hier, wie anderwärts, befruchtete das Blut der Märtyrer den ausgestreuten Samen. Mit Frugifer beginnt im VI. Jahrhundert die Reihe der sicher überlieferten Triester Bischöfe. Wie das Elend der Zeiten und die Politik der Herrscher den Kirchenvorstehern immer mehr Einfluß und Gewalt, häufig auch zuletzt die weltliche Macht verschaffte, so erging es auch hier. Im Jahr 948 verließ König Lothar von Italien, zu welchem Reiche unser Gebiet nach der Auflösung der Monarchie

Karl des Großen gerechnet wurde, dem damaligen Bischof Johannes Triest sammt einem Bezirke von 22·7 Kilometern im Umkreise, dem allerdings kleinen Überreste des einstigen Colonialgebietes.

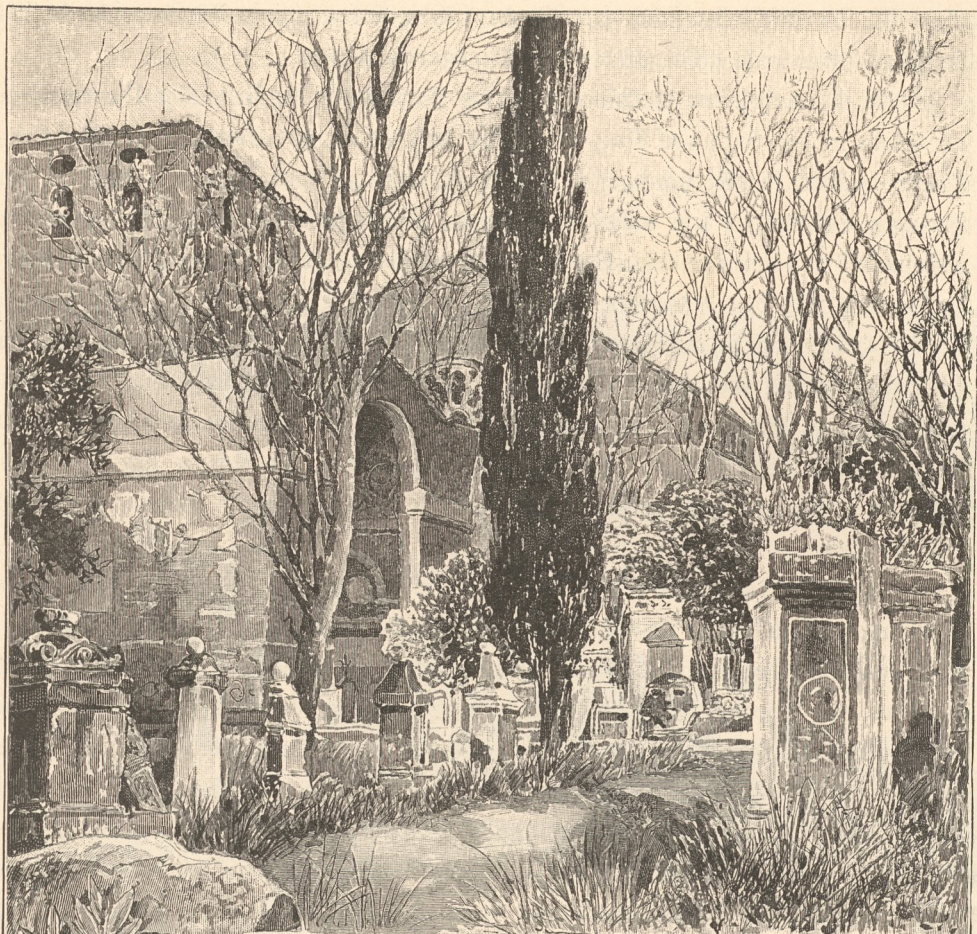
Gewaltig herrschte der Bischof, der nunmehr die weltlichen mit den geistlichen Befugnissen vereinigte, in der Stadt. Und über drei Jahrhunderte dauerte es, bis die Gemeinde unter Benützung der Geldverlegenheiten ihrer Gebieter im Stande war, allmählig diese Bande zu lösen. Mit dem letzten derartigen Abtretungsvertrage, in dem Bischof Brissa di Toppo (1295) unter Zustimmung des Patriarchen für 200 Mark Denare auch auf das Amt des Gastalden und die Regalien verzichtete, hatte die Gemeinde im Wesentlichen ihre Selbständigkeit erlangt.

Es ist bezeichnend, daß aus der unmittelbar nachfolgenden Zeit (1313 bis 1319) das erste überlieferte Stadtrecht von Triest stammt. Dieses „Statut“ zeigt uns ebenso wie seine späteren Umarbeitungen, daß sich unser Gemeinwesen in ähnlicher Weise wie die benachbarten Küstenorte verwaltete: mit einem aus der Fremde geholten Podestà an der Spitze, einem großen und kleinen Rathe und mit verschiedenen Beamten, deren Mehrtheit den edlen Familien der Stadt entnommen war. Überhaupt gewann die Verfassung immer mehr einen aristokratischen Charakter. Selbst unter den Edlen hatten sich schon 1246 dreizehn Familien abgesondert und eine Bruderschaft gegründet, die jedem Abkömmling einer anderen Familie den Zutritt streng verschloß.

Zu wiederholten Malen versuchten die Bischöfe, die verlorene Gewalt wieder an sich zu ziehen. Gleich dem ersten mißglückten Unternehmen (1313) fiel eine der angesehensten Familien der Stadt, die bischöflich gesinnten Ranfo zum Opfer. Auch die hartnäckigen Bemühungen Antonios de Negri (1350 bis 1370), der zuerst den Titel „Graf von Triest“ annahm, führten zu keinem Ergebnis.

Wenn die Bürger auch dieser Versuche sich glücklich erwehrt, so waren sie doch weit davon entfernt, unabhängig zu sein. Abgesehen von dem schwankenden Verhältniß zu den Patriarchen von Aquileja, die seit dem Beginn des XIII. Jahrhunderts auch des Reiches Markgrafen in Istrien waren, hatte Triest viel drückendere Beziehungen zu der mächtigen Seestadt jenseits des Golfes — zu Venedig. Nach dem Verfall der römischen Flottenstation Aquileja hatte der Lagunenstaat allmählig die Reinhaltung der Adria von Piraten übernommen, forderte dafür aber entsprechende Leistungen von den mitbetheiligten Küstenorten. Keine Stadt Istriens setzte diesem Begehren nachhaltigeren Widerstand entgegen, keine griff deshalb öfters zum Schwerte als Triest, wenn es auch bei derartigen Versuchen häufig unglücklich war.

Am schlimmsten schien es 1369 dem von Hungerstoth heimgesuchten Orte zu ergehen, als die Venetianer nach elfmonatlicher Belagerung einzogen und zur dauernden Nieder-



Lapidario Triestino mit Winkelmanns Kenotaph.



haltung der Bewohner zwei Forts zu errichten begannen. Zwar machte die nächste anderweitige kriegerische Verwicklung des Lagunenstaates Triest wieder frei; die Forts wurden geschleift und am 7. October 1381 sogar die Unabhängigkeit der Stadt förmlich von Venedig anerkannt. War jedoch den Triestern mit einem Vertrage, dessen Wirkung voraussichtlich nur eine vorübergehende war, geholfen? Auch die Patriarchen-Markgrafen, die hier in der letzten Zeit energischer ihre Rechte gewahrt hatten, boten keinen genügenden Rückhalt — kämpften sie doch selbst einen aussichtslosen Kampf gegen die

Republik. Da entschlossen sich unsere Bürger, sich an das mächtigste Fürstengeschlecht, das in nahen Hinterlande gebot, an die Habsburger zu wenden.

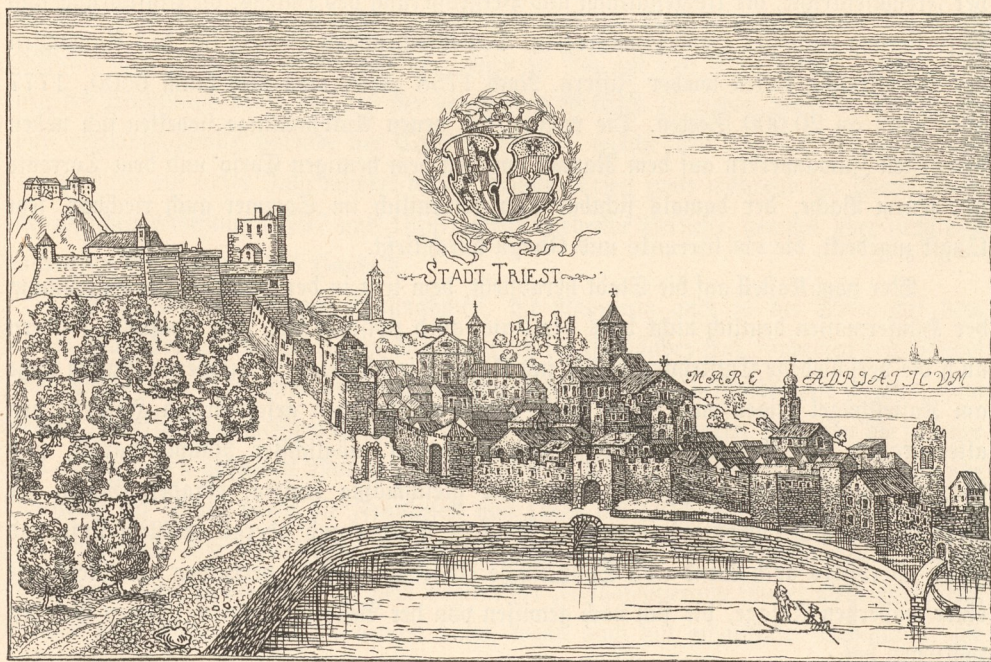
Am 30. September 1382 nahm Herzog Leopold III. die freiwillige Unterwerfung der Stadt in der Burg von Graz an. Wenn damit eine neue Epoche in der Geschichte Triests beginnt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß das Verhältniß der Stadt zu den Herzogen anfangs ein sehr unbestimmtes war. Wohl trat an die Stelle des gewählten Podestà der von ihnen gesandte Capitän, aber nicht nur vollzog sich die gesammte innere Verwaltung nach den bisherigen Statuten, die Gemeinde trat auch nach außen hin so selbständig auf, daß sie auf eigene Faust Krieg führte und Frieden schloß, ohne von den Herzogen gefördert oder gehindert zu werden. Namentlich der Straßenzwang, welchen die Habsburger zu Gunsten Triests über ihre binnenländischen Unterthanen verfügten, gab oft Anlaß zu Verwicklungen. Die istrischen Küstenstädte, die sich in ihren Handelsinteressen gefährdet sahen, griffen zu den Waffen und ihre Herrin Venedig stellte sich auf ihre Seite.

Im Jahre 1463 verlor die Stadt nach einem derartigen, wie gewöhnlich tapfer, aber unglücklich geführten Kriege („Triestiner Krieg“) einen Theil ihres Territoriums, so daß sie auf das gegenwärtige Gebiet eingeschränkt wurde. Wegen ihrer Haltung erhielt die Stadt eine kaiserliche Gnadenurkunde vom 22. Februar 1464 datirt, womit ihre Treue belobt und ihrem Wappen der kaiserliche Adler einverleibt wurde. Aber die herben Gebietsverluste des Jahres 1463, sowie die anderen Leiden des Krieges hatten in Triest heftige innere Wirren erzeugt. Als die Stadt während derselben unter dem Einfluß des Capitäns Niclas Lueger am 28. Mai 1468 ihrer bisherigen Autonomie entsagte und die volle landesfürstliche Gewalt anerkannte, brach eine Gegenbewegung aus. Lueger mußte Triest räumen. In der Stadt floß Blut. Bürger wütheten gegen Bürger. Erst als Kaiser Friedrich III. eine größere Truppenabtheilung schickte, wurde nach heftigem Kampfe die Ruhe wieder hergestellt (1469). Bald darauf erschien der Kaiser selbst (1470) und hielt Gericht. Der Bau eines Kastells wurde zur Sicherung Triests anbefohlen, die Statuten, welche zunächst außer Kraft gesetzt worden waren, fanden zwar allmählig wieder Eingang, aber die Stadt verlor viel von ihrer früheren Unabhängigkeit.

Noch einmal gelang es den Venetianern unter dem Nachfolger Friedrichs, Kaiser Maximilian I., Triest während eines Krieges vorübergehend zu besetzen (6. Mai 1508). Die Fortschritte der kaiserlichen Waffen machten nicht nur diesem Zustande ein Ende (4. Juli 1509), die Triester hörten auch seitdem auf, den Dogen den bis dahin üblichen Jahres tribut an Wein zu entrichten. Etwas Wichtigeres hielt der Markuslöwe damals allerdings fest: die Herrschaft über die Adria. Erst zwei Jahrhunderte später gab er, altersschwach geworden, auch diese auf.

Mit der Gewährung des Freihafenrechtes durch Kaiser Karl VI. (1719) beginnt wieder eine neue Periode im Leben Triests. Aus dem Küstenstädtchen wird allmählig das Emporium des adriatischen Meeres und mit der Entwicklung des Handels hält auch das räumliche Anwachsen der Stadt gleichen Schritt.

In enge Grenzen war das mittelalterliche Triest gebannt gewesen. Wer auf einem modernen Stadtplan vom Kastell aus eine Linie ungefähr zum Sackgäßchen der *via del macello vecchio* zieht, dann von dieser Gasse durch die gekrümmte *via delle beccherie*,



Triest im XVII. Jahrhundert.

sie vor ihrem Ende durchbrechend, zur Theatergasse geht, weiter am Rande des älteren Theils des großen Platzes gegen die Fischplatzgasse und die *via fornelli* zu, dann im rechten Winkel umbiegend durch die *via del fortino* und jener Gasse folgend, die noch jetzt den bezeichnenden Namen „Maquergasse“ führt, über den Barbakanplatz, endlich die *androna degli orli* oben durchsetzend zum Dom und Kastell wandert, der hat so ziemlich die mittelalterliche Stadt umschritten. Dieser Raum, der sich fast dreieckig am nordwestlichen Abhange des Kastells hinzog und dem südlich der Borgo S. Lorenzo vorlag, zerfiel in vier Bezirke: Cavana, Mercato, Riborgo und Castello. Fünf Haupt- und vier Seitenthore führten ins Freie. Außerhalb der *porta Cavana* lagen Klöster und Spitäler, an oder nahe den Stadtenden auf der Seeseite Salinen, in den höheren Theilen zerstreute Häuser, Gärten, Olivenhaine und Rebengelände.

Verhältnißmäßig wenig hatte sich die Stadt in der Folgezeit erweitert, bevor die großen Veränderungen des XVIII. Jahrhunderts eintraten.

Unter Kaiser Karl VI. entstanden zunächst auf den verschütteten Salinen am Nordrande der Stadt die Werften einer großen Handelsgesellschaft, der orientalischen Compagnie, dann, nach deren Eingehen, ein kaiserliches Arsenal, endlich Privatbauten. Einen viel größeren Aufschwung und eine umfassendere Erweiterung gewann aber die Stadt unter der Regierung Maria Theresias, jener Fürstin, der Triest so Vieles verdankt: die Erweiterung der Freihafendrechte, die Umgestaltung und Vergrößerung des Hafens, die Einführung und Verbesserung wichtiger Handelsmaßregeln. Den sprechendsten Beweis für das Anwachsen der Bevölkerung bieten wieder Ziffern. Noch 1758 zählte man hier kaum 6500, 1777 aber schon an 20.000 Seelen. Die meisten der neuen Ankömmlinge siedelten sich neben den ersten Zuwanderern auf dem Raume zwischen dem heutigen Corso und dem Torrente an, jenem Bache, der damals sichtbar und namentlich im Sommer auch riechbar, jetzt längst zugedeckt, die via torrente und Ghenga durchfließt.

Wer vom Kastell auf die Stadt herabsieht, dem tritt in der verschiedenen Anordnung der Häusermassen deutlich nicht bloß der Unterschied zwischen Alt- und Neustadt, sondern auch die verschiedene Entstehung beider ins Auge. Die schmalen, gewundenen Gassen nahe am Kastellhügel zeigen mit ihren meist wenig ansehnlichen geschwärzten Häusern den altersgrauen Ort, bei dessen Anlage das Bestreben möglichster Raumerparniß und höchster Wehrfähigkeit maßgebend war. Die gleichmäßig breiten, geraden Gassen der Neustadt, die sich durchwegs in rechten Winkeln kreuzen und überall reichlich Luft und Licht, allerdings auch Wind und Sonnenhitze eindringen lassen, verrathen alle Merkmale einer modernen Anlage, die sich nach gewissen von der Behörde vorgeschriebenen Gesetzen vollzogen hat.

Die ganze Anordnung der Neustadt, besonders die ihrer Wasserwege, bot Anlaß zu den verschiedenartigsten Entwürfen. Man dachte an ein förmliches Klein-Venedig, an Kanäle, welche die neue Handelsstadt rechtwinklig durchschneiden sollten, dann wieder an größere Wasserbecken und blieb schließlich beim einfachsten stehen: bei der Erweiterung des einstigen Säimenkanals, der zum Unterschied von einem etwas südlicher gelegenen der große Canal (Canal Grande) genannt wurde.

Rasch wuchs auf diesem Gebiete, dessen Bewohner allein die Vorrechte des Freihafens und die Enthebung von den Gemeindelaften genossen und überhaupt nicht den städtischen, sondern nur den kaiserlichen Behörden unterstanden, die Zahl der Ansiedler. Da aber die Ausnahmestellung derselben schon in den Tagen Kaiser Karls VI. zu heftigen Reibungen mit der Bürgerschaft geführt hatte, verleihte Maria Theresia — unter deren Regierung ter Molo beim Lazareth S. Carlo, der Ausbau des Canal Grande und

die Erbauung des neuen Lazareths vollführt wurde — im Jahre 1749 den ganzen sogenannten Cameraldistrict unter einigen Vorbehalten der Stadt ein. Damals fielen die Mauern zwischen dieser und der nunmehrigen „Theresienstadt“. Leichter aber wuchsen die neuen Häusergebiete, zu denen sich unter dem Nachfolger der Kaiserin im Südwesten die „Josephsstadt“ gesellte, mit den alten zusammen, als die erbgeessene und die zugewanderte Bevölkerung mit einander verschmolzen. Lange Zeit standen die Altbürger abseits vom hastigen Treiben, das sich in den neuen Stadttheilen und am Hafen abspielte. Aus ihrem ruhigen Leben aufgeschreckt und zum Verkehr mit den energischen, oft rücksichtslosen Fremden wenig geneigt, zogen sie sich auf sich selbst zurück. Unterdessen stieg der Wohlstand derer, die von der neuen Zeit Gewinn zu ziehen wußten. Selbst die sonst verhängnißvolle Periode der Coalitionskriege, welche den blutigen Übergang von dem vorigen auf unser Jahrhundert bilden, brachte Triest zwar während der zweimaligen französischen Besetzung (1797 und 1805) vorübergehende Verluste, hemmte aber nicht den dauernden Aufschwung des Handels.

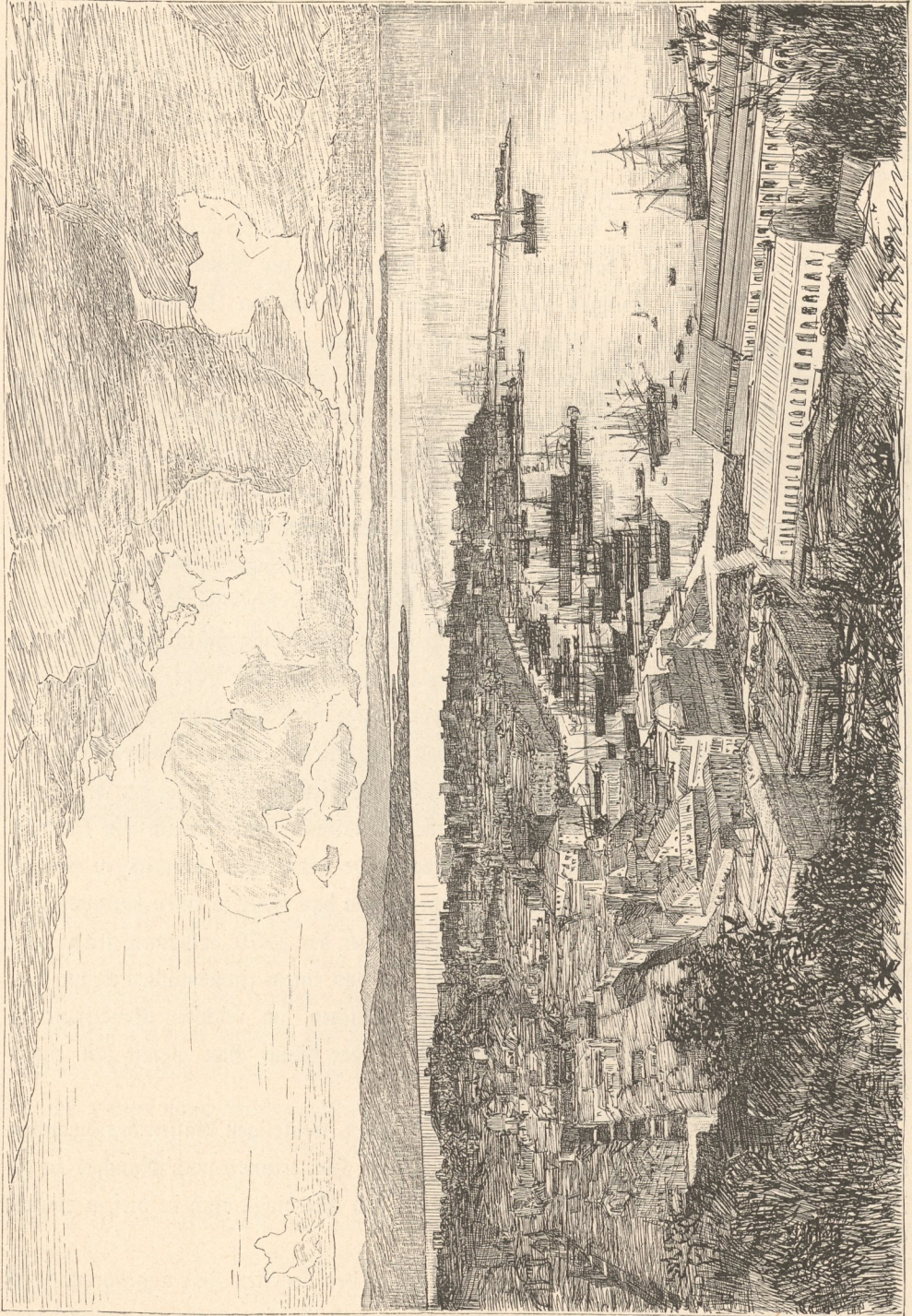
Ja gerade die strengen Maßnahmen, die Napoleon auch in der Adria auf dem seinem Machtbereich unterworfenen Gebiete gegen die Engländer traf, förderten den Handel jener Städte, die sich unter anderem Scepter befanden, also beispielsweise Triests. Von welcher Zuversicht die hiesigen Kaufleute gerade damals erfüllt waren, beweisen die in jener Zeit entstandenen größeren Bauten: Theater (1801) und Börse (1802). Erst die dauernde Besetzung der Stadt durch die Franzosen von 1809 bis 1813 brachte diese Entwicklung zum Stillstand. Die französische Herrschaft begrub auch die alte Verfassung und Selbstverwaltung Triests, die schon seit dem Beginn der Freihafenperiode immer mehr erschüttert worden war. Bereits Maria Theresia hatte, wenn auch mit möglichster Schonung, die wichtigeren Befugnisse kaiserlichen Beamten übertragen. Unter Kaiser Josef II. hörte jede Rücksichtnahme auf die städtischen Einrichtungen auf. Seine Erlässe und Gesetze machten unsere Statuten zum großen Theile werthlos. Der Rath sank zur Scheinvertretung herab, die administrative Sonderstellung Triests fiel durch die Vereinigung mit Görz-Gradiska ebenso weg wie die kirchliche durch die Aufhebung des Bisthums. Mehrere Klöster verschwanden, nicht minder die Bruderschaften; eine Reihe von kleineren Kirchen und Kapellen wurde dem Cultus entzogen.

Mit dem Tode des Kaisers, der sich übrigens um die Hebung des Handels große Verdienste erworben hat, änderte sich Einiges. Triest erhielt wieder seine kirchliche und politische Sonderstellung, auch das Staatskleid der Patrizier kam nochmals zu Ehren. Es war nur ein kurzes Scheinleben. Mit dem Einrücken der Franzosen wurde die alte Verfassung eingefangt, und als die österreichische Regierung unter dem Jubel des Volkes im October 1813 wieder von der Stadt Besitz nahm, da hütete sie sich, Einrichtungen

hervorzuholen, die sich innerlich überlebt hatten. Zur allgemeinen Befriedigung hob sie die französische Municipalordnung auf, an die Stelle des Maire und seiner Adjuncten trat der politisch-ökonomische Magistrat, also ein Regierungsorgan. Im Jahre 1819 erhielt Triest, das dem deutschen Bunde einverleibt wurde, den Ehrentitel: die „allergetreueste Stadt“. Erst Kaiser Ferdinand I. gab 1839 wieder eine städtische Vertretung mit einem großen und kleinen Rath, die bis zum Jahre 1848 währte. Zwei Jahre später verlieh Seine Majestät Kaiser Franz Joseph der Stadt in Anerkennung ihrer patriotischen Haltung die „Reichsunmittelbarkeit“ (1. October 1849) und das noch gegenwärtig geltende Statut (12. April 1850).

Wenn die napoleonische Periode das alte Gemeinwesen endgiltig beseitigte, so führte sie hier auch in socialer Beziehung manche Veränderungen herbei. Eine Zeit, die mit dem Gewohnten und Ererbten so gründlich aufräumte, mußte auch die Verschmelzung der verschiedenartigen Bevölkerungselemente energisch befördern. Sprößlinge des napoleonischen Hauses, die bei dem Sturz des Imperators hier ein Asyl gefunden hatten, schufen zuerst in Triest ein gesellschaftliches Leben. Damals bot die Villa Murat, deren Garten vor kurzem der Hafenerweiterung zum Opfer fiel, einen glänzenden Vereinigungsort. Aber nicht nur Napoleoniden, Geschwister des Gefangenen von St. Helena (Jerôme, Caroline Murat, Elise Bacciochi) nahmen mit ihren Getreuen hier längeren Aufenthalt. Schon vorher hatten zwei Tanten Ludwigs XVI. auf der Flucht von Frankreich hier eine kurze Rast vor dem Tode gefunden und wieder einige Jahrzehnte später wandten sich spanische Bourbons, Don Carlos und seine Familie nach Triest, als ihre Hoffnungen auf Gewinnung des Throns gescheitert waren. So wurde unsere Stadt zu wiederholten Malen ein Asyl für gestürzte Größen.

Mit der Rückkehr der österreichischen Herrschaft blühte Triest rasch wieder auf und nahm an Ausdehnung und Bevölkerung stetig zu. Vor Allem bedeckten sich die ebenen Flächen an den äußersten Enden mit Häusern. Im Osten war schon um die Wende des Jahrhunderts der Anfang zu einem neuen Stadttheil, dem borgo Franceschino, gelegt worden. Seitdem ein Schienenstrang Triest mit dem Innern der Monarchie verband, erweiterte sich die Stadt auch nach Norden zu. Ja nirgends hat die Thätigkeit der Menschen die frühere Gestalt der Gegend so völlig umgeändert als gerade hier. Bei dem schmalen Raume, den die Vorhügel des Karstes zwischen sich und der Küste lassen, ist es erklärlich, daß nicht nur die Häuser stets weiter an den Höhen hinaufrücken; sondern daß selbst das Meer stark zurückgedrängt wird. Unsere ganze Uferstrecke schiebt sich seit historischen Zeiten vor, an keiner Stelle aber hat die Stadt in verhältnißmäßig kurzer Zeit dem Meere einen größeren Raum abgerungen als beim neuen Hafen. In dieser Gegend ist Alles neu. Selbst der Bahnhof, den wir heute sehen, ist erst mit den neuen Hafenanlagen (dem Umbau



Trief in der Gegenwart.

der offenen Rhede in einen geschlossenen Hafen durch die Anlegung dreier mächtiger Bassins und eines mit der Uferlinie parallel laufenden Hafendamms) hier 1878 erstanden, während er früher an einer anderen Stelle lag. Auch die Häuser, welche den Bahnhofplatz umschließen, sind der Mehrzahl nach neu, nicht minder die beiden inneren Gärtchen und das Denkmal in dem einen derselben.

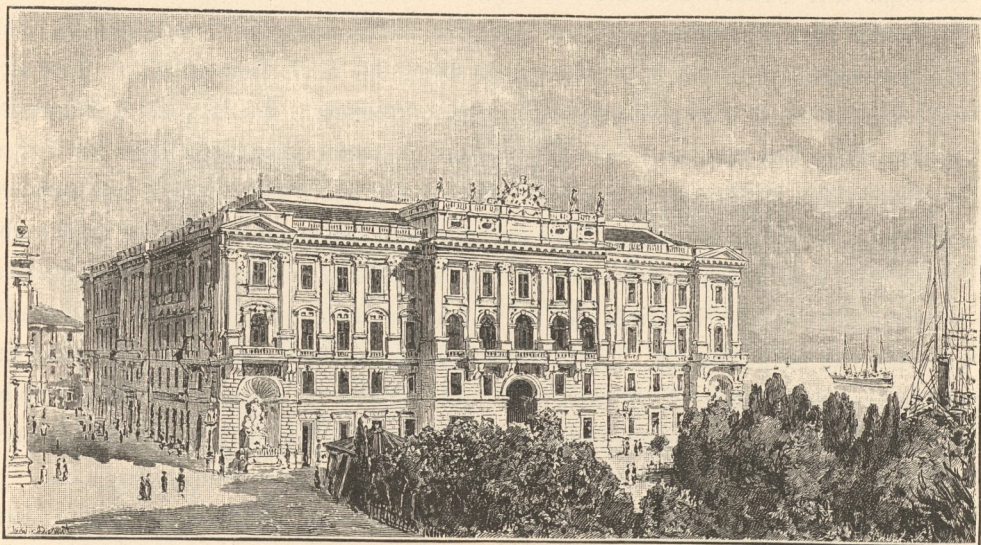
Und sowie der Platz neu ist, mit dem der zu Lande kommende Fremde gewöhnlich die Stadt betritt, so hat auch der Hauptplatz Triests sein altes Aussehen ganz und gar verloren. Abgesehen davon, daß auch hier das Meer, das zur Römerzeit an einzelnen Stellen sogar hinter den heutigen Platz zurückging, im Laufe der Jahrhunderte zurückgedrängt wurde, hat sich der Platz nicht bloß erweitert, sondern auch seine saalartige Geschlossenheit abgestreift. Die alte „piazza grande“ trennten Mauern und Häuser gänzlich vom Meere, der Stadtpalast stand frei da, an der Stelle des heutigen, die Rückseite des Platzes einnehmenden Rathhauses erhob sich ein anderes städtisches Gebäude, zwei Kirchlein bezeugten den frommen Sinn der Bürgerschaft, ein Thor führte zum Meere, Durchlässe und enge Gassen zu der übrigen Stadt. In dieser Form erinnerte der Platz an jene der istrianischen Küstenstädte. Im gegenwärtigen Jahrhundert fanden hier große Umgestaltungen statt. Es verschwanden die beiden Kirchlein, der alte Palast, der seine Rolle längst ausgespielt und in der letzten Zeit nur eine wenig würdige Verwendung gefunden hatte, die Mauern und die Bauten, welche den freien Blick auf das Meer hinderten. Natürlich fiel auch das Hafenthor, das einzige noch bestehende Stadthor. An die Stelle des zugeschütteten inneren Hafens, des Mandracchio, trat ein Gärtchen und in den Jahren 1880 bis 1883 erstand an der einen Seite desselben, wo früher der Fischmarkt gewesen war, der Lloydpalast, ein prachtvoller Renaissancebau Heinrich von Ferstels. Wird einmal auch das gegenwärtige Regierungsgebäude durch einen würdigeren Neubau ersetzt, dann werden die beiden Flügel des Platzes gegen das Meer zu einen harmonischen, schönen Abschluß gefunden haben. Die Rückseite bildet der 1875 vollendete städtische Palast, der einzige öffentliche Prunkbau Triests, der von einem einheimischen Architekten, Giuseppe Bruni, herrührt. Leider entspricht der stattlichen, im reichsten Renaissancestil gehaltenen Façade nicht die Tiefe des Palastes, — der dünne Bau gleicht fast einem Vorhang der mitleidig die Altstadt verdeckt.

Et wenn wir diese betreten und einige der engen, winkligen Gassen durchwandert haben, fühlen wir uns vom Hauche des Alten umweht. Hier erinnert noch Manches an die istrischen Küstenstädtchen. Nach Jahrzehnten dürfte sich allerdings auch in diesem Bezirke Vieles geändert haben.

Da fast alle schöneren Gebäude unserer Stadt der neuesten Zeit angehören, so ist hier auch nicht von einer historischen Entwicklung und Aufeinanderfolge verschiedener

Stilgattungen die Rede. Selbst von den Gotteshäusern sind die zwei schönsten, welche Eigenthum nichtkatholischer Gemeinden sind, ein Werk unserer Tage. Hier waren bei der Wahl des Baustils religiöse und nationale Neigungen maßgebend. Die Kirche der deutschen Augsburgers-Evangelischen ist im gothischen, jene der illyrischen Gemeinde griechisch-orientalischen Glaubens in byzantinischem Stil gehalten.

Die reformatorischen Regungen, welche im XVI. Jahrhundert auch an unserer Stadt nicht spurlos vorübergegangen waren, erloschen gegen das Ende desselben. Die ersten protestantischen Ansiedler der Freihafenepoche fanden hier keine Glaubensgenossen mehr vor. Aus verschiedenen Gegenden kamen die zuwandernden Kaufleute und Handwerker,



Hofpalast.

aus dem Süden und Westen Deutschlands, aus der Schweiz und hier vorzugsweise aus Graubünden. Confessionelle und zumeist sprachliche Verschiedenheiten führten zur Bildung zweier Gemeinden: die deutschen Augsburgers behielten ihre Muttersprache bei, die national gemischten Helveter wählten das Italienische, die Sprache der hiesigen Stadtbevölkerung. Als die Protestanten unter Josef II. eine rechtlich gesicherte Stellung erhielten, schritten sie, die vorher ihren Gottesdienst in den Häusern von Glaubensgenossen abgehalten hatten, zur Erwerbung eigener Kirchen. Die Augsburgers kauften (1785) die aufgelassene Rosario-, die Helveter (1786) die Sylvesterkirche, nach der Legende die einstige Behausung der Märtyrerinnen Euphemia und Thekla und die erste christliche Cultusstätte in Triest. Im Jahre 1871 schritten die Augsburgers an den Bau eines neuen Gotteshauses, während ihr altes wieder durch Rückkauf in den Besitz der Stadtgemeinde und dadurch der Katholiken

gelangte. Die neue evangelische Kirche wurde nach den Plänen des Breslauer Bau-
rathes Karl Zimmermann in drei Jahren hergestellt. Der edle gothische Bau ist eine
wahre Zierde unserer Stadt.

Früher als die Protestanten erlangten die Griechen unserer Stadt ein Gotteshaus.
Kaiserin Maria Theresia war ihnen, die zu den frühesten Besuchern des Freihafens
gehörten und von deren Ansiedlung sie die besten Folgen für den Orienthandel erwartete,
ungemein gewogen. Sie gestattete ihnen nicht nur schon 1753 eine Kirche zu bauen, sondern
steuerte selbst dazu bei. Längere Zeit waren mit den Griechen die aus Dalmatien und den
türkischen Grenzprovinzen eingewanderten nichtunirten Südslaven zu einer Gemeinde
vereinigt. Der Gottesdienst wurde abwechselnd in zwei Sprachen gehalten. Als dieses
Verhältniß aber zu Reibungen führte, erlangten die Griechen 1782 die Erlaubniß, eine
eigene Gemeinde zu bilden, und erbauten am Meere die S. Nikolauskirche. Das alte
Gotteshaus verblieb der nunmehrigen „illyrischen Gemeinde“. Da aber der Schüttgrund,
auf dem dieses Gebäude stand, allmählig nachgab, so mußte schon 1850 einer der beiden
charakteristischen Glockenthürme abgetragen werden. Elf Jahre später begann man nach der
Beseitigung des ganzen alten Bauwerkes die kostspielige und langwierige Arbeit der Grund-
legung einer neuen Kirche. 1868 war diese nach den Plänen des Mailänders Macciachini
aufgeführt. Sie bildet ein griechisches Kreuz, das an den vier Ecken von Glockenthürmen
gekrönt wird, die zugleich der großen Mitteltroppe zur Stütze dienen. Das Innere ist,
wie bei der griechischen S. Nikolauskirche, aufs reichste ausgestattet. Die Außenwände
schmücken gegenwärtig Mosaiken venetianischer Arbeit. Sie sind in byzantinischer Manier
gehalten und stellen auf Goldgrund verschiedene Heilige der orientalischen Kirche dar.

Namentlich von der gegenüberliegenden Seite des Canal grande aus betrachtet bietet
der schöngeformte Bau mit seinen Kuppeln einen fesselnden Hintergrund zu den Fahrzeugen.
Den genannten Kanal schließt eine andere, die katholische Antoniuskirche ab. Auch
sie ist in ihrer gegenwärtigen Form modernen Ursprungs. Im Jahre 1827 begann die
Stadtgemeinde an der Stelle eines kleineren demolirten Gotteshauses ein größeres, das
nach den Plänen des Schweizers Pietro Nobile, des späteren Directors der Wiener
Akademie der bildenden Künste, errichtet wurde. Da sich der Bau in die Länge zog, stellte
man unterdessen eine Holzkirche auf einem nahen Plage auf. Am 14. October 1849 weihte
endlich Bischof Legat zur Feier des hundertjährigen Bestandes der Theresienstadt das neue
Gotteshaus ein. Der einschiffige Kuppelbau erinnert mit seinem säulengeschnittenen Pronaos
an römische Tempelanlagen.

In der Altstadt vertritt die stattliche Pfarrkirche Santa Maria Maggiore, im
Volksmunde noch immer Jesuitenkirche genannt, den diesem Orden eigenthümlichen Stil.
Fürst Ulrich von Eggenberg erwies sich als ein eifriger Förderer des Baues, der 1627

nach den Plänen des Jesuiten P. Pozzo begonnen, 1682 vollendet und eingeweiht wurde. Das geschichtlich interessanteste, wenn auch durchaus nicht schönste kirchliche Gebäude ist jedoch der Dom von St. Just (S. Giusto).

Ein ziemlich steiler Weg führt von der Jesuitenkirche zur Kathedrale empor. Nahe der Stelle, die einst den Tempel der capitolinischen Gottheiten trug, erhob sich vielleicht schon im V. Jahrhundert eine Basilica zu Ehren der Mutter Gottes. Bischof Trugifer



Municipalpalast.

erbaute neben ihr um die Mitte des nächstfolgenden Jahrhunderts einen kleinen byzantinischen Kuppelbau, den er dem heiligen Justus weihte. Beide Kirchen standen ebenso wie eine kleine seitliche Taufkapelle von einander getrennt, bis im XIV. Jahrhundert ihre Vereinigung erfolgte. Das linke Seitenschiff der Marien- und das rechte der Justuskirche bildeten sammt dem dazwischenliegenden Raume das Hauptschiff des Neubaus, der zugleich nach vorn bis zum Glockenthurm verlängert wurde. Um die Arbeit zu fördern, bediente man sich auch unbedenklich der Überreste des Alterthums.

Mancher Römerstein verschwand damals unter dem Mauerwerk oder erhielt eine Bestimmung, an die einst Niemand gedacht hätte. Ein Grabdenkmal der Familie Barbia wurde beispielsweise zersägt und die beiden Theile, noch dazu verkehrt, als Seitenpfeiler

beim Hauptthor angebracht. Zwei andere mit Inschriften versehene Statuenpedestale fanden beim Zugang zum Glockenthurm Verwendung. Daß in diesem selbst Überreste des antiken Tempels stecken, ist bereits erwähnt worden.

Der neue fünfschiffige Dom erhielt seinen Namen von den Heiligen beider Kirchen. 1385 wurde er durch Bischof Heinrich von Wildenstein feierlich eingeweiht. Ein großes gothisches Radfenster gab dem durch die Vereinigung entstandenen Hauptschiff das nöthige Licht. Übrigens fanden in den nächsten Jahrhunderten noch mancherlei kleinere Umgestaltungen statt. Zahlreiche Kapellen wurden angefügt, in einer derselben steht die alte Marmorwanne, in der einst die Taufe mittelst Eintauchens vollzogen wurde.

Der Fußboden erhielt mehrfache Veränderungen, die Apsis des Hauptschiffes einen Umbau. Die letzten durchgreifenden Restaurirungen fanden im Jahre 1843 statt. So umfaßt also die Baugeschichte unseres Domes, wenn wir ihn als Cultusstätte überhaupt betrachten, einen Zeitraum von mehr als achtzehnhundert Jahren.

Schön sieht die Kathedrale in ihrem gegenwärtigen Zustande allerdings nicht aus. Die ungünstigen Verhältnisse von Länge und Breite (32·58 und 31·64 Meter), die nüchterne graue Tünche, welche die Innenwände bedeckt, die dürftigen Säulen, die schlichte Kanzel, die sonderbare Mischung von Altem und geschmacklos Modernem macht auf unser ästhetisches Gefühl nicht den angenehmsten Eindruck. Schreiten wir aber an die Besichtigung der einzelnen Theile, so finden wir Manches, was unser Interesse erregt, Manches auch, was von großem Werthe ist. Schon der sonst plumpe Glockenthurm enthält in den früher erwähnten römischen Bauresten, denen wir noch einige andere zugesellen könnten, Bestandtheile, wie sie ein christlicher Glockenthurm selten aufzuweisen hat. Die Hauptfacade der Kirche ist in ihrem untersten Theile mit Grabsteinen bedeckt, die einst den Fußboden des Innern bildeten. Etwas höher zeigen sich uns drei moderne Bronzebüsten von Triester Bischöfen verschiedener Zeiten, des Aneas Silvius Piccolomini (1447 bis 1451), des Humanisten und späteren Papstes Pius II., des Andrea Rapicio (1565 bis 1573) und des Reinaldo Scarlicchio (1621 bis 1630). Werfen wir noch einen Blick auf die Schrift über dem Hauptthor, die an die Verwüstung der Kathedrale zur Franzosenzeit (1813) erinnert, so haben wir ein kleines Bild der ganzen Baugeschichte vor Augen.

Den werthvollsten Schmuck des Domes aber bilden seine Mosaiken. Die hell beleuchteten musivischen Bilder hinter dem Justusaltare, die den Erlöser zwischen den Stadttheiligen Justus und Servulus darstellen, locken zumeist das Auge der Besucher auf sich. Viel größeren Kunstwerth besitzen jedoch die musivischen Darstellungen in der Apsis der alten Marienkirche, also im gegenwärtig ersten rechten Seitenschiffe. In der oberen Halbkugel erblicken wir auf einem Thronessel die Gottesmutter, in einen blauen Mantel gehüllt, den Christusknaben im Schoße haltend. Das schöne, edel geformte Gesicht des

göttlichen Kindes blickt freundlich auf uns herab, die rechte Hand ist nach griechischer Weise segnend ausgestreckt. Auf beiden Seiten stehen in etwas vorgebeugter Haltung die Erzengel Michael und Gabriel in Priesterkleidung mit je einem Lilienstab in der Hand. Unter diesem Bilde führt uns ein breiter Streifen an der Apfisiswand die Gestalten der meist mit ihren Namen bezeichneten Apostel vor. Vom archäologischen Standpunkte aus gehört diese Apostelreihe einer sehr frühen Epoche an. Noch erscheinen Petrus und Paulus ohne die sonst üblichen Attribute. Auch sind die ernstesten Männergestalten mit ihren würdevoll gefalteten Gewändern mehr nach dem Muster der altchristlichen lateinischen Mosaiken gearbeitet, ja aus mehreren weht noch ein Hauch von antikem Geiste. Einzelnes gemahnt allerdings schon an byzantinische Kunstübung und so mag Haas Recht haben, der das ganze Werk in die Zeit setzt, in der sich Abend- und Morgenland berührten, in das VII. Jahrhundert kurz nach den Mosaiken der Apollinariskirche in Ravenna. „Dahin weisen auch, und zwar direct auf ravennatischen Einfluß, die Behandlung der zwischen den Aposteln angebrachten Pflanzenornamente und die stilisirte Palme.“ Die oberen Mosaiken, Maria mit dem Jesukinde und den Engeln, sind in ihrer gegenwärtigen Form entschieden jünger und reichen wohl nicht über das XI. Jahrhundert hinauf, doch sind sie zweifellos Wiederholungen einer inhaltlich gleichen Darstellung aus viel älterer Zeit. Sämmtliche Mosaiken wurden im Jahre 1863 restaurirt.

Nicht ohne Interesse sind die dem XV. Jahrhundert angehörigen Fresken hinter dem Justusaltar. Sie stellen Scenen aus dem Leben des Heiligen dar. In der Mitte erscheint Justus mit einem Stadtmodell, der ältesten Abbildung Triests, in der Hand.

Von sonstigen hervorragenderen Gemälden ist ein Werk Benedetto Carpaccios (die Madonna mit den Heiligen Justus und Sergius) in der Nähe des Hauptaltars angebracht. Auch ein eigenartiges Vortragekreuz besitzt der Dom. Es ist auf der Vorderseite zum Theil mit vergoldeten Silberplatten belegt, die den gekreuzigten Heiland in getriebener Arbeit zeigen. Das Werk rührt aller Wahrscheinlichkeit nach von einem byzantinischen, aber in Italien lebenden Künstler des XIII. Jahrhunderts her.

Von dem ziemlich breiten Platze vor der Kirche eröffnet sich ein schöner Blick auf einen Theil der Stadt und den Golf. Noch freier und umfassender ist jedoch die Aussicht von den höher gelegenen Bastionen des Kastells. Kein Punkt ist überhaupt geeigneter, die Anlage der Stadt und die Beschaffenheit ihrer nächsten Umgebung zu prüfen. Nur wenige Thürme ragen aus den Häuserreihen und Gruppen heraus. Aber die Natur selbst hat dem Bilde überall einen schönen Abschluß und Rahmen verliehen: auf der einen Seite im Hafen, im blauen Meere und den oft schneebedeckten Alpen, auf der anderen in dem wechselnden Karstabhäng und den sanft geschwungenen Linien der Istrianer Berge. So entsteht ein Gesamtbild, das sich dem Gedächtniß dauernd einprägt.

Steigen wir von der luftigen Höhe zur Altstadt herab und wandern wir durch die dichtbevölkerte *Rena vecchia*, in der sich noch unverfälschtes Triester Volksthum erhalten hat, und durch die *Via Riborgo*, einst die vornehmste Straße, zum *Corso* hinaus. Als Maria Theresia die alten Mauern niederreißen ließ, um die Verbindung zwischen der Stadt und dem früheren Cameraldistrict herzustellen, entstand eine Straße, zunächst die „große Gasse“ oder auch *Contrada della porta di Vienna* genannt, von dem Thore, das an ihrem Anfang den großen Platz durchbrach. Seitdem 1783 hier unter dem Gouverneur Graf Brigido in den letzten Faschingstagen Wagenfahrten stattfanden, begann der Name *Corso* aufzukommen. Diese Straße bildet nicht nur eine für die geschichtliche Entwicklung Triests wichtige Scheidelinie zwischen Alt- und Neustadt, sie ist auch eine Hauptverkehrsader und namentlich zu gewissen Stunden außerordentlich belebt. Die vornehmsten Schaufenster locken hier die Käufer an und zu den zahlreichen Menschen, die der geschäftliche Verkehr zusammenführt, zu jenen Vielen, welche den *Corso* durchwandern, um die nahe Börse zu besuchen oder von einem Stadttheil zum anderen zu gehen, gesellt sich namentlich in den Abendstunden die Schar der „lieben Müßiggänger“. Manche lehnen sich dabei behaglich an jene ungefähr meterhohen Säulenstümpfe, die in Triest fast überall die Gangsteige begrenzen und so recht geschaffen scheinen, die Mühe des Stehens zu erleichtern. Umso mehr Ausdauer entwickeln auch die echten *Corso*bummler: sie lassen die Menschenwellen an sich vorüberziehen und freuen sich an den vornehmen Frauen und Mädchen, die den Wagen entsteigen, um Einkäufe zu machen, nicht minder aber an den niedlichen feineren Arbeiterinnen, die nach vollbrachtem Tagwerk über den *Corso* wandeln. Es gibt hübsche Mädchen unter den „*Sartorelle*“ und sie wissen sich zu tragen. Daß die meisten von ihnen ohne Hut gehen und ihr Kopf nur von dem sorgfältig frisirten Haare, in der kühleren Jahreszeit von einem Schleier bedeckt ist, vermindert sicher nicht den Reiz der Erscheinung dieses frohen raschlebigen Völkchens, in dessen Adern südliches Blut rollt.

Den Tag über führt die *Sartorella* unermüdet die Nadel, dabei denkt sie an den *Feierabend*, an dem sie sich zum Ausgang putzt, an den Sonntag, der sie mit dem Freunde oder der Freundin ins Freie oder in das Theater führt. Darum trällert sie auch die ganze Woche hindurch die *Arien*, die sie in der letzten Sonntagvorstellung gehört hat, manchmal auch die Lieder, die man auf der Gasse singt.

Beritt die *Sartorella* unter der weiblichen arbeitenden Bevölkerung, wenn man so sagen darf das „Fräulein“, strebt sie mehr darnach, sich jener Welt zu nähern, der sie auch manche äußerlichkeiten entlehnt hat — und nicht selten endet eine schmucke *Sartorella* als wohlhabende Kaufmannsfrau —, so ist das eigentliche Kind des Volkes die *Sessolotta*. Der Name kommt von „*Sessola*“ (Schaufel), und so bezeichnet das Wort zunächst jene Mädchen, die bei der Arbeit eine kleine Schaufel brauchen, also die beim Kaffee- und

Droguenzweige bediensteten. Im weiteren Sinne bezeichnet der Volksmund mit dem Worte die ganze Classe der bei den Magazinen beschäftigten weiblichen Arbeitskräfte, wemgleich viele von ihnen — denn auch dieser Stand hat seine Abstufungen — den Namen Sessolotta nicht für recht geziemend halten und sich lieber nach ihrer besonderen Beschäftigung SpongHERE (Schwammarbeiterinnen), Limoniere (Limonienarbeiterinnen) oder ganz allgemein „Operaie“ nennen. Ein großer Theil dieser Mädchen arbeitet nicht in den Magazinen selbst; nur jene Beschäftigungen, die durch die Raumverhältnisse, die Benützung eigenartiger Vorrichtungen oder die Nothwendigkeit von Anleitung und Aufsicht an die Magazine gebunden sind, werden dort vorgenommen. Sonst bekommt jede Sessolotta ihren Theil in einem Saal zugewiesen und begibt sich dann nach Hause, um im Verein mit ihren Angehörigen die Arbeit durchzuführen. Am Morgen sieht man daher oft vor den Magazinen ganze Reihen von Arbeiterinnen, und da sich häufig mehr Bewerberinnen einfinden, als der Nachfrage entspricht, die Zuleztkommenden also leer ausgehen, so fehlt es nicht an Streitigkeiten um die Rangfolge.

Ihre äußere Erscheinung ist nicht so in die Augen fallend wie die der Sartorella. Nur lebt sie gern auf gutem Fuß, das heißt, sie verwendet einen für ihre Verhältnisse nicht unbedeutenden Betrag auf ein schönes Schuhwerk. Vielleicht veranlaßt gerade der Umstand, daß die Sessolotta oft genöthigt ist, sich bei der Arbeit der unschönen zabate (roher pantoffelartiger Halbschuhe) zu bedienen, sie dazu, sich an Sonntagen dafür schadlos zu halten. Sonst ist ihre Tracht einfach, die Kleider, meist aus hellen Stoffen, haben keinen feinen Schnitt und die Frisuren sind im Gegensatz zu dem aufgethürmten Bau der Sartorelle schlicht. Es steckt überhaupt in ihnen viel mehr Unmittelbares, Urwüchsiges. Die Sessolotta ist derb, und wenn gereizt, um Kraftworte nicht verlegen, aber gutmüthig und ihrem Manne oder Freunde treu ergeben, arbeitsam und von einer fast unglaublichen Genügsamkeit.

Die Sessolotta wohnen vorzugsweise in der RENA und in S. GIACOMO. An Sonntag-nachmittagen stehen oft ihrer viele vor einzelnen Häusern beisammen oder gehen in Reihen durch die Gassen, miteinander lebhaft sprechend oder Lieder singend. Denn die Sessolotta ist noch sangeslustiger als ihre vornehmere Schwester, die Sartorella, sie ist zugleich die eigentliche Pflegerin des Volksliedes, während jene den Opernarien den Vorzug gibt.

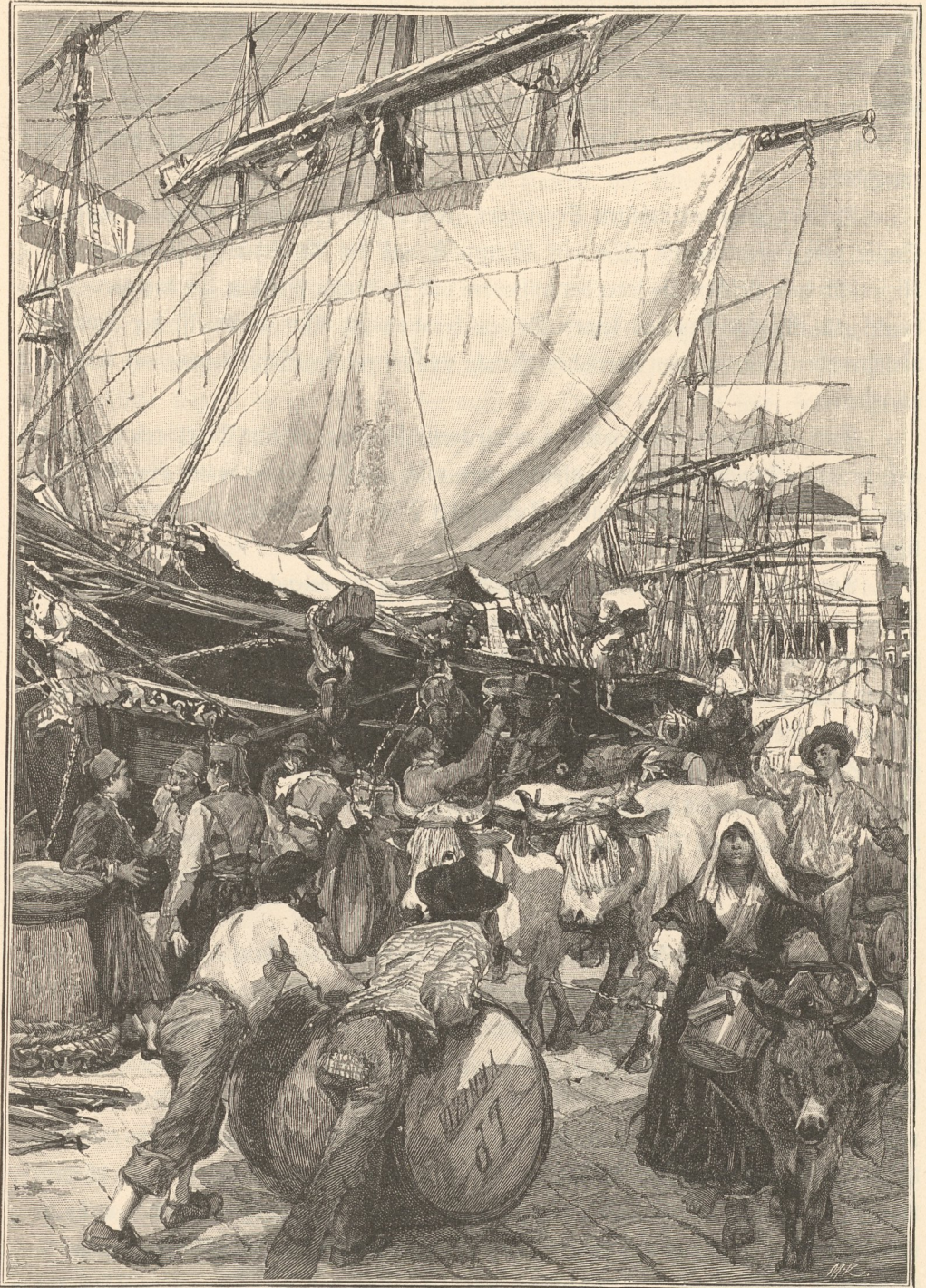
Mit der Triester Volkspoesie ist es allerdings in einer Beziehung übel bestellt. Ein Volkslied, das nicht nur allgemein verbreitet ist, sondern auch dauernd fortlebt, das, von einem Geschlecht zum anderen übergehend, gleichsam zum geistigen Hausrath derselben gehört, fehlt hier. Das rasch pulsirende Leben der Handelsstadt äußert sich auch im raschen Verbräuche der Lieder. Ein findiger Kopf hat zu neuer leicht sangbarer Melodie ein Liedchen ausgeheckt, das entweder allgemeiner Natur ist, der Liebe Freude und Leid

befingt oder Standeseigenthümlichkeiten und Unterschiede verspottet, hier und da auch die jüngsten Localereignisse oder stadtbekannte Personen behandelt. Das Lied gefällt, es wird auf billigem, häufig farbigem Papier gedruckt, von wandernden Leuten herumgetragen und bald von Groß und Klein gesungen. Nach kurzer Zeit aber ist es wieder verklungen und vergessen. Früher brachte jeder Carneval sein neues Lied. Seitdem aber der Fasching viel von seiner alten Urwüchsigkeit und Frische verloren hat, kümmert sich auch die Volksmuse nicht mehr um ihn und in ganz unregelmäßiger Zeitfolge lösen sich jetzt die Lieder ab. Neben vielem Flachen, Unbedeutenden, ja Anstößigen enthalten sie doch auch manche glückliche Einfälle, scharfe Wendungen, treffende Bemerkungen, die ein Streiflicht auf Geist und Sinnesart der Bevölkerung werfen, und so ist es zu bedauern, daß bis jetzt Niemand eine Sammlung der Triester Volkslieder herausgegeben hat.

Die Sangeslust der männlichen arbeitenden Bevölkerung findet eine für die Nachbarschaft oft sehr unbequeme Pflegestätte in den Weinschenken (Osterie). Daß es an solchen in einer Hafenstadt ebensowenig fehlt als an Bierhäusern verschiedensten Ranges, versteht sich von selbst. Die Osterien haben zumeist südliches Gepräge. In einem der Schankräume ist zugleich der Herd, vor dem das Rohmaterial zu den Speisen liegt, welche die Gäste herbeten wünschen. Eine Ecke ziert noch manchmal ein Bild der Madonna, von einem Öllämpch'n beleuchtet. Die Fässer, aus denen das feurige Maß geschenkt wird, sind gleichfalls sichtbar. Jeder Gast erhält den Trunk statt in Flaschen in irdenen Krügen. Da sitzen nun in der Schenken niederen Ranges die Handwerker, Facchine, Matrosen und dergleichen in Hemdärmeln und singen, daß die Wände dröhnen. Ab und zu führen auch Wein, Weiber oder Spiel einen Streit herbei, und das rasch gezückte Messer schafft ein blutiges Werk. Häufig löst sich aber auch ein Zank, der nach der kampflustigen Stellung der Gegner und dem furchbaren Aufgebot von Kraftwörtern den bedenklichsten Charakter zu haben scheint, in harmloester Weise auf.

Diesen Corso und großer Platz nicht nur dem Verkehr, sondern als Spaziergänge auch dem Vergnügen, so theilen sie diesen Charakter mit zwei anderen Strecken, dem Acquedotto und dem herrlichen Küstengelände von S. Andrea. Weitere Punkte besucht der Triester nur dann, wenn billige Fahrgelegenheiten zu ihnen führen. Der Südländer hat überhaupt kein lebhaftes Bedürfnis, sich im Freien herumzutummeln. Er bleibt gern innerhalb der Stadt, ihn interessieren mehr die Menschen als die Natur. Ein Spaziergang auf dem Corso, dem Place und dem Molo S. Carlo genügt ihm vollkommen. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß namentlich die letztere Wanderung viel Reizendes hat.

Deigenannte Molo, der seinen Namen einem 1737 dort versunkenen österreichischen Kriegsschi ver dankt, wurde im Laufe der Zeiten zu wiederholten Malen vergrößert und hat gegenwärtig 246·5 Meter Länge und 19 Meter Breite.



Leben im Hafen (Canal grande).

An Sommerabenden wandert eine große Menge Menschen hier auf und ab. Auch sie umfaßt alle Stände, hoch und nieder. Bekannte suchen und treffen sich und namentlich am Ende des Molo geht es lebhaft zu. Wenn bei den meisten neben dem Wunsche nach Kühlung durch die Meeresbrise wieder das Interesse an den Menschen vorherrscht, so fehlt es doch nicht an solchen, die dem prächtigen Hafengebäude ihre alleinige Aufmerksamkeit zuwenden.

Auf der leicht gekräuselten See fahren, den frischen Lufthauch benützend, mehrere Segler zum Hafen hinaus. Wie viel schöner ist doch der Anblick dieser Fahrzeuge, die Riesenschwänen gleichen, als jener des pustenden und keuchenden Gefellen, der dort tactmäßig dunkelgelbe Rauchwolken aus seinem Schlothe herausstößt! Aber im Nu ist der Dampfer verschwunden und das von poetischem Hauche umflossene Segelschiff kommt nur langsam vorwärts.

Auch in unserer Nähe wird es mittlerweile lebendig. Kleine Segelbarcken tauchen auf, farbige Lämpchen erscheinen plötzlich und rasch schießen Ruderboote, von kräftigen Jünglingen bewegt, an uns vorüber. Auch einige Führer von Barken, die hart am Molo liegen, laden zur Hafenfahrt ein.

Am schönsten ist es allerdings, vom Wasser aus die beleuchtete Küste zu sehen und sich von den schaukelnden Wellen einlullen zu lassen in den süßen Schlaf, der zur Sommerszeit in der heißen Stadt den Müden oft flieht. Aber schön bleibt auch der Anblick vom Steindamme aus auf den neuen Hafen mit seinen elektrischen Lichtern und auf den Leuchthurm, der wie ein riesiger Wächter sein feuerprühendes Auge bald nach dieser, bald nach jener Seite wendet. Wir blicken uns um, der Molo ist mittlerweile fast leer geworden, die Stunde des Abendessens hat die Meisten heimgeführt. An beiden Seiten des Hafendamms liegen unbeweglich die Dampfschiffe. Auf dem einen herrscht regeres Leben: es ist der Benedigdampfer, der um 11 Uhr abgeht und den einige vorsichtige Reisende schon jetzt aufsuchen.

Wenn wir vorher den Corso als eine Hauptverkehrsader Triests bezeichnet haben, so ist es doch selbstverständlich, daß sich der Waarenverkehr vorzugsweise am Hafen abspielt. Zuländer, die mit der aus Büchern aufgenommenen Vorstellung vom dichten Mastenwald hierher kommen, sind manchmal enttäuscht, wenn sie überall zwischen den Schiffen das Meer sehen. Vor dreißig Jahren war es allerdings anders. Der Handelsverkehr drängte sich im „alten Hafen“ zusammen, die vielen Segelschiffe, die eine verhältnißmäßig geringe Menge Waaren in sich bargen und überdies lange liegen blieben, bis die alte Fracht gelöscht und neue eingenommen war, erzeugten, namentlich wenn sie nach Regenwetter die ganze Leinwand zum Trocknen aussetzten, das Bild vom undurchdringlichen Mastenwald, der das Meer verdeckte. Jetzt hat sich ein großer Theil des

Verkehr nach dem „neuen Hafen“ gezogen, an dessen breiten Dämmen die Riesendampfer ihre Waarenmassen in verhältnißmäßig kurzer Zeit löschen, um dann rasch weiterfahrend anderen Schiffen Platz zu machen. So hat das Bild viel von dem früheren Charakter verloren. Noch manches wird sich in der nächsten Zeit ändern, sobald die Aufhebung des Freihafens durchgeführt sein wird.

Wenn uns bei den Dampfern des neuen Hafens, vor Allem bei den englischen Indienfahrern unter der Bemannung die dunkelhäutigen Söhne Afrikas und die Kinder des Ostens begegnen, so haben wir im alten Hafen eine bunte Musterkarte der Flaggen und Nationen Europas vor Augen.

Gleich auf der ersten Strecke in der Nähe des Bahnhofplatzes liegen neben den heimischen Fahrzeugen verschiedenster Gestalt und Größe fremde, vorzugsweise italienische und griechische Segler. Lange Karren, die meist mit Ochsen bespannt sind, führen die Waaren zu und ab. Während wir vorwärts schreiten, tönt aus einem niedrigen Gebäude lautes Stimmengewirr heraus. Es kommt von der Fischhalle, einem ziemlich neuen, nicht sehr großen Bauwerke, das weniger malerisch, aber ungleich praktischer ist als die offenen Stände, auf denen einst weiter südlich die Fische verkauft wurden. Friedlich liegen auf den steinernen Bänken die Bewohner des Meeres beisammen, Wolfsbarsche, Makrelen, Barben, Goldbrassen und wie sie alle heißen mögen, die leckeren Fische, die der Feinschmecker liebt. An anderen Ständen wimmelt in den Behältern das sich krümmende Geschlecht der Male, daneben billige Fischlein und die Masse der niedrigen Thiere, der „Frutti di mare“. So verschiedenartig die Gerichte, so verschiedenartig sind auch die Käufer und Verkäufer. Neben den Dienstmädchen, die natürlich die Hauptmasse der ersteren bilden, fehlt es nicht an Frauen und an oft eleganten Herren, denn schon in Triest herrscht bei vielen italienischen Familien die Sitte, daß der Mann Besorgungen übernimmt, die sonst dem weiblichen Geschlecht zufallen, vor Allem die Einkäufe auf dem Fischmarkt.

Mit Mühe erreichen wir einen der Ausgänge, gehen an den Weibern vorbei, die Limonien und Küchengewächse feilbieten, und stehen bald vor einer stets belebten Drehbrücke. Auf den schmalen Gehsteigen drängen sich die Fußgänger; Personen- und Lastwagen, Tramway und die Uferbahn zwischen Staats- und Südbahnhof, sie alle benützen die grüne Brücke. Jeden Mittag wird sie geöffnet, um den Schiffen den Verkehr mit dem Canal grande zu ermöglichen.

Oft wurde davon gesprochen, den gegen 372 Meter langen und über 28 Meter breiten Kanal, jetzt den einzigen Triests, zu verschütten und dadurch einen nutzbaren Grund zu gewinnen. Sicher ist, daß die Stadt dadurch eines der malerischen Objecte, an denen sie ohnehin nicht reich ist, verlieren würde. Die Segelschiffe, die im Kanal liegen, geben mit den diesen begleitenden Wohnhäusern, der tempelartigen Antoniuskirche und den

Bergen, die von der Ferne herüberschimmern, ein reizvolles Gemisch von Land- und Seescenerie. Rechts von der Mündung des Kanals steht der Palast Carciotti, dessen grüne Kuppel weithin sichtbar ist; nicht weit davon der erste Gasthof der Stadt, bei seiner Gründung 1841 Hotel Metternich genannt, seit 1848 in Hôtel de la Ville umgetauft.

Eine Reihe meist griechischer Segler, deren Ladung die zahlreichen Ölfässer verrathen, liegt an der nächsten Uferstrecke vor der griechischen S. Nicolokirche. An den sogenannten „kleinen Kanal“, der einst in der Nähe bis zur inneren Stadt führte, erinnert nur mehr der Name einer Gasse.

Lassen wir den früher besuchten Molo S. Carlo beiseite liegen, so treffen wir bis zum Gebäude der Seebehörde eine Reihe kleinerer Dampfer für den Localverkehr. Jenseits der Sanità treten wieder die Segler auf. Andere Schiffe, andere Gesichter! Am Molo S. Carlo hätten wir vor norwegischen Briggs die blonden Nordlandsrecken beim Abladen der Thran- und Kolophoniumfässer beobachten können, hier tauchen aus dem Bauche sicilianischer Trabakel dunkeläugige Söhne des Südens herauf, die hellgelben Schwefelprismen ans Land hebend.

Jenseits des nächsten Molo, des erst 1841 erbauten und später vergrößerten Molo Giuseppino, liegen zumeist Istrianer und Dalmatiner Weinbarken, dann die Fischerboote der Chioggioten mit ihren weithin kennbaren Segeln. Zwei Albanesen in ihrer charakteristischen Kleidung stoßen eben vom Ufer ab, um einem türkischen Schooner zuzurudern. Da lenkt ein Kanonenschuß — das Mittagszeichen — unsere Aufmerksamkeit von den Fahrzeugen ab und dem Leuchtturm zu, der nicht bloß bei Nacht leuchtet, sondern auch bei Tage die ankommenden Schiffe signalisirt und an seinem Rumpfe den Barometerstand graphisch darstellt.

Während wir dem Lichtpender näher rücken, sehen wir im Schatten der Häuser Arbeiter gemächlich ausgestreckt liegen. Ist das nicht echtes und unverfälschtes Lazzaronithum? Genach! Dieselben Facchine, die jetzt hier auf hartem Lager ruhen, haben noch vor einer halben Stunde schwere Säcke auf den bloßen Schultern zu den Schiffen geschleppt. Nach einem kargen Imbiß und einer kurzen Rast nehmen sie ihre schwere Arbeit neuerdings auf.

Der Leuchtturm, den man zu Lande durch das einstige Lazareth Karls VI., das gegenwärtige Artilleriearsenal und auf einem langen Damm erreicht, dessen erste Anlage der römischen, dessen gegenwärtige Form der Epoche Maria Theresias angehört, — daher der Name Molo Teresiano — wurde 1833 erbaut. Sein wechselndes Licht ist 121·3 Kilometer weit sichtbar. Bei diesem Molo, von dem wir den ganzen Hafen überblicken, nehmen wir Abschied von dem Hauptschauplatz des materiellen Lebens Triests und wenda uns nun der Betrachtung seiner geistigen Entwicklung zu.



Leben auf dem Fischmarkt.

Adolph Schreyer 1889

Es versteht sich von selbst, daß in einer Stadt, die durch den Handel emporgekommen ist, auch die Handelsinteressen die ausschlaggebenden sind. Zu weit gehend wäre es allerdings, wollte man der Bevölkerung deshalb jeden Sinn für anderweitige Bestrebungen abprechen. Vor dem XVIII. Jahrhundert, als die Handelsbewegung noch sehr mäßig, die kleine Einwohnerschaft national geschlossen war, herrschte hier ein relativ viel regeres geistiges Leben als später. In einer Zeit, in der die Adria im vollsten Sinne des Wortes eine italienische See war, fanden die Kulturkeime, die von der Westküste herübergespült wurden, willige Aufnahme. Mit der Errichtung des Freihafens jedoch und mit dem Zufließen von Ansiedlern verschiedener Nationen trat eine, und zwar anfangs durchaus nicht günstige Änderung ein. Wenn sich die Bürger von der Berührung mit den Fremden möglichst zurückhielten und ihrer stürmischen „Jagd nach dem Glück“ unmutig und rathlos zusahen, so erlahmte bei ihnen selbst unter dem Druck dieser Stimmung der geistige Schaffensdrang. Und die Eingewanderten? Sie erstrebten nur eines: möglichst rasch reich zu werden. Viele hegten gar nicht die Absicht, sich auf dem neuen Boden dauernd festhaft zu machen. Von einem Interesse für das, was das Leben ziert und veredelt, war bei den wenigsten die Rede. Zu der inneren Verschiedenheit der neuen Ankömmlinge gesellte sich überdies die nationale Buntseckigkeit. Wohl gab es auch vor der Errichtung des Freihafens hier immer Eingewanderte, aber nicht in großer Anzahl und vorwiegend Italiener. Das Deutsche war in dieser Zeit wenig verbreitet, allerdings nicht ganz unbekannt.

Mit der Zeit Maria Theresias, mit dem wachsenden Strom von Fremden, für welche die von der Regierung begünstigte Sprache ein naheliegendes Bindemittel bot, schien dieser hier eine große Zukunft zu erblühen. In der That hatte es unter dem thatkräftigen Josef II., der auch das Schulwesen entsprechend umgestaltete, den Anschein, als ob zunächst die Neustadt deutsch werden und dadurch die Altstadt beeinflussen würde. Aber es kam anders. Je mehr sich in der Folge, unter zum Theile geänderten politischen Verhältnissen, die Verschmelzung beider Bevölkerungsgruppen vollzog, desto mehr drang das Italienische durch, und jede neue eheliche Verbindung, die ein Zugewandelter mit der Tochter eines Anfässigen schloß, förderte diesen Anpassungsproceß zu Gunsten des bodenständigen Elementes. Das allmälige Näherkommen von Einheimischen und Eingewanderten äußerte sich unter Anderem auch in der gemeinsamen Pflege jener Kunst, der ja von Haus aus eine Vermittlerrolle zufällt — der Musik.

Schon den alten Priestern war die Tonkunst ebensowenig ganz fremd geblieben als die mit ihr häufig zusammenwirkende Dramatik. Wenn sich die letztere im Mittelalter überhaupt zunächst auf religiöser Grundlage entwickelte, so war dies nachweisbar auch in Triest der Fall. Schon 1364 hören wir von einer „Kreuzklage“ (planctus crucis). Ob damals auch weltliche Stoffe behandelt wurden, ist wegen Mangels der betreffenden Quellen

nicht nachweisbar. Als die Gemeinde im XVI. Jahrhundert den Vorstellungen dadurch einen officiellen Charakter gab, daß sie sie an den letzten Carnevalsabenden auf ihre Kosten im Stadthause veranstaltete, hören wir von Comödien und Tänzen, die von Pfeife, Flöte und Tamburin begleitet wurden. Nicht jedes Jahr erwähnen die Rechnungen der städtischen Kämmerer die Comödien ausdrücklich, immer aber „Pfeifer“, und da diese einen verhältnißmäßig hohen Lohn erhielten, so dürften sie wohl zugleich Komiker gewesen sein, wie sie in einem späteren Documente (1621) ausdrücklich genannt werden. Sicher ist, daß 1525 die erste im Palast gespielte Comödie beglaubigt erscheint. Das alte kirchliche Schauspiel ging dabei nicht leer aus, besonders die Lebensgeschichte des heiligen Justus (de missier San Giusto) erfreute sich nachhaltiger Beliebtheit. Auch Anspielungen auf Zeitereignisse fehlten nicht ganz. So ist uns aus dem bedeutungsvollen Jahre 1683 ein Stück des Stadtlehrers Mons. Pietro Rossetti „La fidutia in Dio ovvero Vienna liberata“, zwei Jahre später ein anderes auf die Siege der kaiserlichen Waffen über die Türken bekannt. Die Jesuiten, welche seit 1620 in unserer Stadt ein Collegium errichtet hatten, pflegten ihrem Schulprogramm gemäß gleichfalls theatralische Aufführungen, anfangs in lateinischer, später in italienischer Sprache. Sie erbauten sogar 1739 in ihrem Collegium ein kleines Hausstheater. Drei Jahrzehnte vorher war schon im städtischen Palast zunächst provisorisch ein Theater errichtet worden, in welchem das Ballet, sowie die *commedia dell' arte* gepflegt wurde. 1763 verwandelte sich das mittlerweile dauernd in der Stua comunale untergebrachte S. Pietro-Theater in ein kaiserlich-königliches. Meist wurde zur Zeit des Laurentius-Marktes von venetianischen Opern- und Balletgesellschaften gespielt. Seitdem die Bevölkerung zunahm und die Zahl der Theaterbesucher stieg, dauerte die Spielzeit länger.

Auch deutsche Gesellschaften kamen ab und zu. Am 11. Juni 1786 begann beispielsweise die Truppe des Johann Friedl ihre Vorstellungen mit dem Schröder'schen Lustspiel „Der Fährich“. Dieselbe Gesellschaft trat im folgenden Jahre wieder mit Goethes „Clavigo“ und Schillers „Kabale und Liebe“ auf. So groß war die Theaterlust der Triester, daß man mitten unter den Stürmen der napoleonischen Kriege daran ging, ein geräumigeres Haus zu bauen. So entstand 1801 das nach den Plänen des Deutschen Bertsch errichtete gegenwärtige Communaltheater.

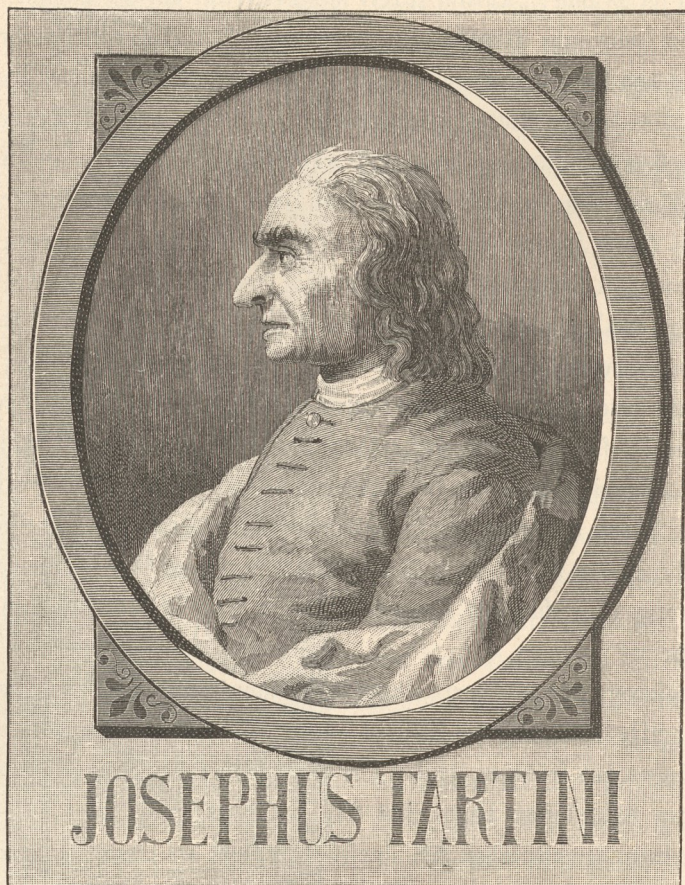
Während der französischen Occupation von 1805 enthielt sich die Bevölkerung, sowie 1797, trotz der Bemühungen der Machthaber des Theaterbesuches. Auch die Zeit von 1809 bis 1813, mit der ja ein bedeutender Rückgang in der Entwicklung unserer Stadt verbunden war, verlief für das Theaterleben wenig günstig. Dagegen hob sich dasselbe nach der Rückkehr der Österreicher immer mehr. Namentlich auf dem Gebiete der Oper behauptete das Teatro grande, wie man es auch nannte, eine hervorragende Stellung.

Bedeutende Componisten schrieben eigens für dasselbe und legten, ebenso wie ausübende Künstler, der Aufnahme ihrer Leistungen durch das hiesige Publicum große Bedeutung bei. Das Orchester war anerkannt gut und von tüchtigen Männern geleitet. Unter diesen war ein Künstlergeschlecht, das der Scaramelli, in drei Generationen thätig. Der letzte, Josef Alexander, ein geborener Triester, schrieb die Musik zu vielen Ballets, die hier aufgeführt wurden. Auch andere heimische Talente fanden am hiesigen Theater Verwendung, und während im vorigen Jahrhundert der begabte Domenico Steffani (geboren 1738, gestorben 1783) seine Tüchtigkeit dem Auslande, dem damals fürstbischöflichen Würzburger Operntheater zuwendete, gelangten sie hier zu ehrenvoller Anerkennung. Als der Triester Ruggiero Manna mit seiner Erstlingsoper „Jacopo de Valenza“ (1832) einen glänzenden Erfolg erzielte, wurde er nach der dritten Vorstellung mit Musik und Fackeln nach Hause geleitet. Auch Josef Nota, welcher als Nachfolger L. Riccis die altbekannte städtische Schule für Kirchengesang und die Kapelle von S. Just leitete, sowie die damit verbundene Stelle eines Concertmeisters am Theater bekleidete, schrieb mehrere beifällig aufgenommene Opern, nicht minder Josef Sinico. Die Glanzzeit unseres Communaltheaters ist längst vorüber, doch behauptet es unter den italienischen Bühnen noch immer einen ehrenvollen Ruf. Deutsche Vorstellungen fanden im städtischen Theater bis in die Vierziger-Jahre statt. Doch 1844 trat die Wiener Hofschauspielerin Julie Rettich als Gast auf. Später wandern die deutschen Schauspieler nach den anderen Theatern, die mittlerweile in unserer Stadt entstanden waren. Diese sind: das Fenicetheater (an der Stelle des 1876 abgebrannten Mauronertheaters), das Filodramatico in der Altstadt, das elegante Armoniatheater und das größte, gegen 5.000 Personen fassende Polytheama Rossetti, 1878 nach den Plänen des Genuesers Bruno gebaut. Selbstverständlich wird nicht in allen Schauspielhäusern zugleich gespielt. Durchschnittlich sind, von den Sommermonaten abgesehen, drei Theater von wechselnden Gesellschaften besetzt.

Wenn man im Allgemeinen auch hier berechtigte Klagen über die abnehmende Theaterlust hört, so ist doch in den unteren Volkskreisen das Interesse an dramatischen Aufführungen und namentlich an Opern ein reges. An Sonntagen erfreuen sich die Theater durchwegs eines starken Besuches.

Da die Entwicklung der Musik im Küstenlande keine selbständige Behandlung erfährt, müssen wir an dieser Stelle bei einem Vertreter der Tonkunst verweilen, dessen Name auch heute noch in der musizirenden und musikkfreundlichen Welt mit Anerkennung genannt wird. Es ist dies der Violonist, Componist und Theoretiker Giuseppe Tartini. Am 12. April 1692 zu Pirano in Istrien geboren, ward dem Knaben in der Schule der Draavianer zu Capodistria der erste Unterricht in der Musik zutheil. Die heimliche Vermählung mit dem Mädchen seiner Wahl zwang den Jüngling zur Flucht aus Padua,

wo er an der Hochschule den juridischen Studien oblag, aber auch mit großem Eifer die Kunst des Fechtens übte, so daß er sich mit dem Gedanken trug, Fechtmeister zu werden. Aus Padua entflohen und bei einem Freunde im Versteck, widmete er sich während dieser längeren Verbannung aus der menschlichen Gesellschaft einzig der Musik, die von nun an seine Lebensaufgabe werden sollte. Um diese Zeit componirte er auch, inspirirt durch ein



Giuseppe Tartini.

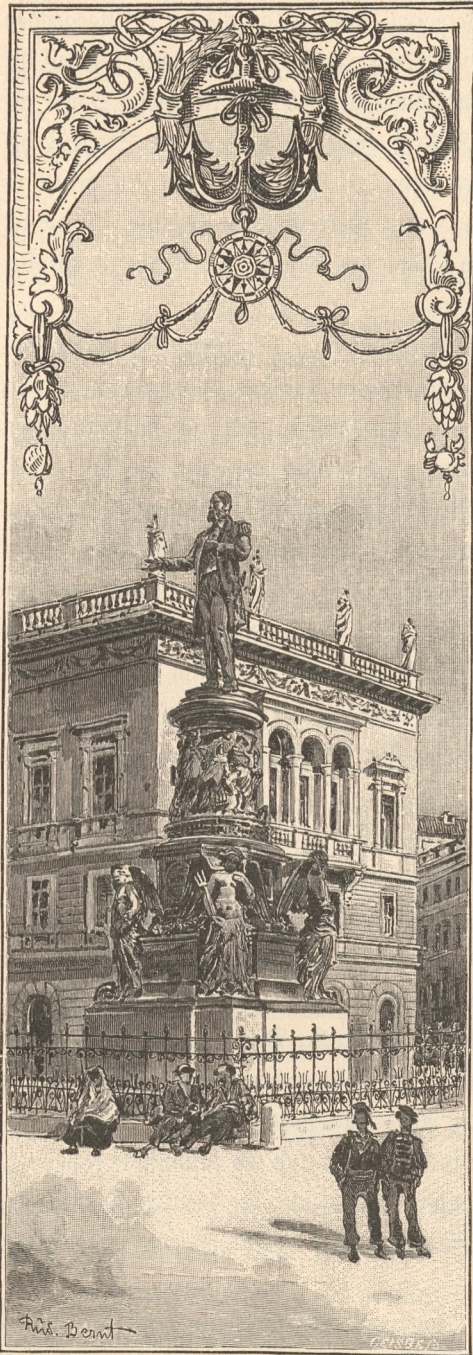
„Faust“'sches Traumbild, seine berühmt gewordene und noch jetzt von Violinvirtuososen gespielte „Teufelssonate“. — Bei seinen anhaltenden Übungen auf der Geige entdeckte er die sogenannten „Combinationstöne“ (die mitklingenden Töne), welche er für die Erzielung reiner Intonation praktisch verwertete, wie denn auch seine Kunst der Bogenführung für das moderne Violinspiel mustergiltig wurde. Nach einem bewegten Virtuosenleben zog er nach Padua, wo er eine Schule gründete; als Lehrer aufgesucht von Lernbegierigen aus allen Theilen Europas, bildete er zahlreiche Virtuosen auf der Geige heran, verfaßte eine

Küstenland und Dalmatien.

Reihe theoretischer Werke und regte viele gelehrte Männer seiner Zeit zu musikalisch-literarischer Thätigkeit an. Seine Compositionen, welche die Zahl 500 weit überschreiten sollen, erscheinen zum Theil noch jetzt in neuen Ausgaben. Tartini starb am 26. Februar 1770 zu Padua. In der Jugend eine ungestüme, ans Phantastische grenzende, aber selbstständige Künstlernatur, führte man vom reifen, weit und breit gefeierten Virtuosen das geflügelte Wort im Munde: „Tartini spielt nicht, er singt auf der Violine.“

Wenn die italienische Bevölkerung Triests am literarischen Leben der Nation in älterer und, nachdem die ersten Einwirkungen des Freihafens überwunden waren, auch in neuester Zeit entsprechenden Antheil genommen hat, so können auch die Deutschen — deren Zahl im officiellen Berichte von 1880 mit 5141 angegeben wurde — einiger Dichter gedenken, die, obschon nicht in Triest geboren, doch Jahre eifriger Thätigkeit hier verbrachten und bedeutende Werke schufen: Robert Hamerling und Rudolf Baumbach. Auf dem Gebiete der Tonkunst wirkte hier durch fast dreißig Jahre der Wiener Karl Lickl (geboren 1803, gestorben 1864), ein tüchtiger Componist, dessen Oper *La disfida di Barletta* 1848 im großen Theater beifällig aufgenommen wurde. Als Pianisten sind ferner erwähnenswerth: der durch seine erfolgreichen Kunstreisen weithin bekannte Alfred Jaell und Otto von Leis, beide Triester, und der hier eingewanderte Eduard Bix. Von auswärts kam auch vor mehr als drei Jahrzehnten der ausgezeichnete Violinist Julius Heller, der hier seitdem für die Pflege classischer Musik thätig ist als Lehrer, Concertmeister, Schöpfer des nach ihm benannten Quartetts und als Musikdirector bei jenem Vereine, der sich die Aufführung großer classischer und Orchesterwerke zu einer seiner Aufgaben gestellt hat, dem Schillerverein.

Eine langsamere und dürftigere Entwicklung nahmen in Triest die bildenden Künste, zunächst die Architektur. Wer die Altstadt durchwandert, späht vergebens nach hervorragenden Gebäuden aus früheren Zeiten. Die Wohnhäuser vornehmerer Familien, soweit sie noch erhalten sind, lassen zwar nicht Bequemlichkeit, wohl aber äußeren Schmuck vermiffen. Der interessanteste Theil Alt-Triests, das Herz der Stadt, der große Platz, hat seine frühere Form und seine alten Gebäude verloren. Aber auch die erste Zeit des Freihafens brachte keine schönen Bauten hervor. Wohl strömten, von dem wachsenden Bedürfniß angezogen, Bauleute und Handwerker in Menge herbei. Aber die neuen Ansiedler ließen keine prunkvollen Gebäude errichten. Selbst wenn sie über größere Geldmittel verfügten, wendeten sie dieselben lieber ganz dem gewinnbringenden Handel zu; sie bauten nur Häuser, um nicht obdachlos zu sein. Damals entstanden in den nach der Schmur gezogenen Gassen der Theresienstadt viele Bauwerke der verschiedensten Größe aus dem elendesten Material und nur durch lebhaften Farbenanstrich auffallend. Auch die stattlicher aussehenden Gebäude waren häufig sehr unsolid angelegt.



Magimilian-Denkmal mit Revostella-Museum.

Als der bekannte deutsche Schriftsteller Seume auf seiner Fußwanderung nach Italien im Jänner 1802 durch Triest kam, fand er von Privathäusern nur das des Griechen Carciotti, das er das beste der Stadt nennt, erwähnenswerth. Seitdem hat sich Vieles zum Bessern geändert. Abgesehen von den stattlichen Neubauten sind auch manche der kleinen, unschönen Häuser verschwunden, um größeren und solideren Platz zu machen. An wahrhaft stilgemäßen Bauten hat allerdings die Stadt auch jetzt keinen Überfluß und die schönsten öffentlichen und Privathäuser rühren nicht von heimischen Architekten her.

Wenden wir uns der Bildhauerkunst und der Malerei zu.

Wer beim Südbahnhof unsere Stadt betritt, erblickt schon im ersten Gärtchen unter einem Obelisken eine in Erz gegossene weibliche Figur, Triest darstellend — das von dem Dalmatiner Rendić jüngst ausgeführte Erinnerungsdenkmal an die fünfhundertjährige Vereinigung der Stadt mit Oesterreich. Weit gefehlt wäre es aber zu schließen, daß Triest sonst an schönen Monumenten reich wäre. Nur ein Standbild entspricht überhaupt höheren Anforderungen, das des Erzherzogs Ferdinand Max, des unvergeßlichen Kaisers von Mexico. Das in seiner Gesamtheit über 9 Meter hohe Denkmal am Josefsplatz ist ein Werk des Dresdener Bildhauers J. Schilling. Sowohl die Gestalt des Erzherzogs, der, in österreichische Admiralsuniform gekleidet, mit dem Gesicht gegen

das Meer und Miramar, seine Lieblingschöpfung, gerichtet dasteht, ist von meisterhafter Auffassung und Durchführung, als auch die kleineren Figuren, welche die Weltgegenden darstellen, die Reliefs und Medaillons. Die verschiedenen Inschriften beziehen sich auf die Thätigkeit des Kaisers für die Kriegs- und Handelsmarine, auf seine liebevolle Sorge für unsere Stadt und für Miramar. Unter den Reliefs ziehen sich in einem Streifen die schönen Worte aus dem Testament des Kaisers vom 16. Juni 1867 hin, in denen er unserer Gestade gedenkt und die übersetzt lauten: „Der österreichischen Marine, für die ich solche Zuneigung hegte, allen Freunden, die ich längs der Gestade der Adria zurücklasse, mein letztes Lebewohl!“

Von älteren Fürstenstandbildern ist nichts Rühmliches zu berichten. Die im Arsenal von Venedig gegossene Bronze statue Leopolds I., namentlich aber das steinerne von Lorenz Fanolli angefertigte Standbild Karls VI. zeigen den guten Willen, aber auch die beschränkten Mittel der damaligen Bürger. Der thesesianischen Zeit, also der Periode des ersten commerciellen Aufschwunges, entstammen zwei Brunnenanlagen. Die eine wurde nach dem Entwurf des Ingenieur-Oberlieutenants Bonomo 1751 von dem Bildhauer Mazzoleni auf dem großen Platze ausgeführt, und zwar nach Vollendung einer Wasserleitung, mit der die große Kaiserin in die Fußstapfen der Römer trat. Wer dem barocken Gebilde heutzutage einen Blick schenkt, interessiert sich viel mehr für den Feigenbaum, der lustig aus den Ritzen des künstlichen Felsens emporsprießt, als für die verstümmelten allegorischen Figuren. Von demselben Bildhauer, der das Werk auf Kosten der Stadt anfertigte, rührt auch der Neptunbrunnen auf dem Börseplatz her.

Seit Mazzoleni haben wir durch lange Zeit in Triest weder einen einheimischen, noch einen hier dauernd angesiedelten Bildhauer. Die Sculpturarbeiten, welche die aus der Wende des Jahrhunderts stammenden Bauwerke schmücken, wurden meist in Venedig, vorzugsweise durch die beiden Bossa verfertigt. Erst um 1830 beginnen sich Triester mit größeren Erfolge der bildenden Kunst zu widmen. Auch sie sind fast ausnahmslos Schüler der venetianischen Akademie: Baldini, Capolino, Conti L., Depaul, Pezzicar u. A.

Die Werke unserer Bildhauer sind in Kirchen und anderen hervorragenden Gebäuden der Stadt (dem Vlohdarsenal, Navale adriatico, Revoltella-Palast etc.), sehr viele auf den Gottesäckern der verschiedenen Confessionen zerstreut. Namentlich der katholische Friedhof, der begrifflicher Weise auch die größte Ausdehnung hat, besitzt die meisten Denkmäler. Eine ganze Längseite enthält unter einem dorischen Porticus die Grabstätten angesehenener Familien.

Einer etwas lebhafteren Pflege als die Bau- und Bildhauerkunst erfreute sich in Triest, wenigstens in den letzten Jahrzehnten die Malerei. In alter Zeit diente sie fast ausschließlich kirchlichen Zwecken. Soweit unsere archivalischen Quellen zurückreichen,

erfahren wir von Männern, welche durch die Gemeinde oder jene Körperschaft, der die Sorge über den Bau von St. Just oblag, berufen wurden. Unter den Fremden sind die wichtigsten: der schon genannte Benedetto Carpaccio und Giorgio Vincenti, beide aus Capodistria, von Einheimischen Andrea de Paris (aus dem Ende des XV. Jahrhunderts) und Giusto Spada (XVI. Jahrhundert).

Wie sehr noch im ganzen ersten Säculum des Freihafens die Malerei hier im Argen lag, beweist am besten der Umstand, daß zu allen wichtigeren Werken ebenso, wie wir es bei den anderen bildenden Künsten gesehen haben, Fremde herbeigezogen werden mußten, meist Venetianer oder Mitglieder der venetianischen Akademie. Manche fanden wohl hier ein zweites Heim, wie Gius. Bern. Bison und Natale Schiavoni, dessen berühmter Sohn Felice hier 1803 das Licht der Welt erblickte. — Auch als die Ausschmückung der neuen Antoniuskirche eine Reihe von Bildern erforderte, fiel die Herstellung derselben der venetianischen Akademie zu. Zwei der damals beschäftigten Künstler, Grigoletti und Lipparini, erwarben sich das Verdienst, Triester Maler herangebildet zu haben. Allmählig erwachte nämlich auch hier die Lust, am künstlerischen Schaffen selbst theilzunehmen, und wiederholte Kunstausstellungen in unserer Stadt förderten sie. Niemand nahm an diesen Bestrebungen eifrigeren Antheil als der schon oft genannte Mann, der die edelste Vereinigung von Alt- und Neubürgerthum in Triest verkörpert — Domenico de Rossetti. Sohn eines Kaufmanns aus der Theresienstadt, aber außerhalb Triest erzogen, war er den Überlieferungen der alten Stadt fremd und doch ihr eifrigster Vertreter, zugleich dem Herrscherhause so ergeben, daß er während der französischen Zwischenherrschaft kein Amt annahm, ein treuer Pfleger seiner Muttersprache, thätig auf den verschiedensten Gebieten und stets bereit, sein Wissen der Vaterstadt zu widmen. Entsprach auch bei seinen künstlerischen Bemühungen, wie bei so manchen anderen, der Erfolg nicht ganz seinen Wünschen, so gelang es ihm doch wenigstens, das zarte Pflänzchen, das auf dem steinigen Boden nur mühsam Wurzel faßte, mit vor dem Untergang zu bewahren.

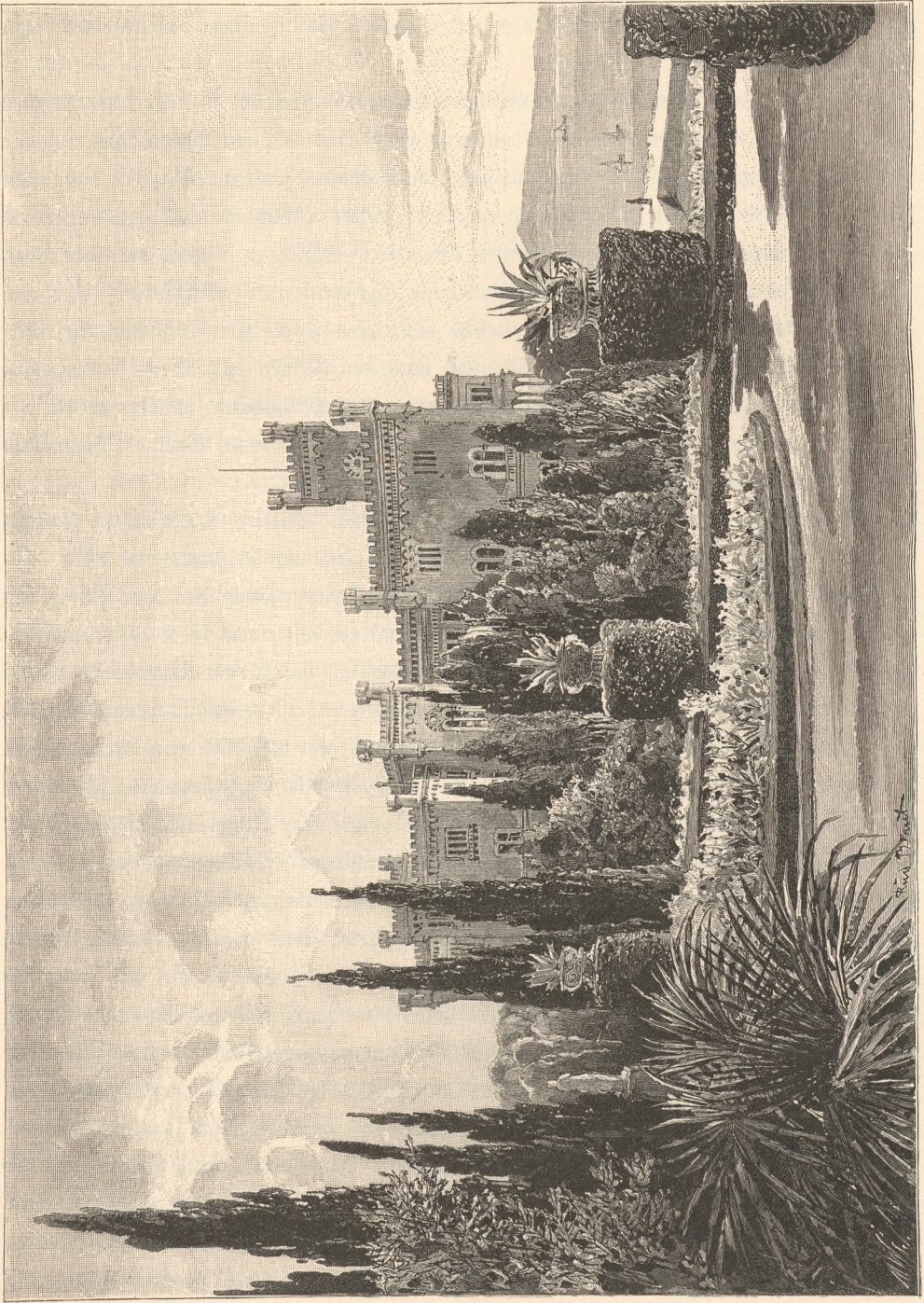
Wer jetzt den Revoltella-Palast durchwandert, der durch die großherzige Spende seines einstigen Besitzers sammt dem reichen Inhalt und den nöthigen Summen zur Vermehrung der Sammlungen der Gemeinde vermacht wurde, der findet eine Reihe von Gemälden, die von Triester Künstlern der letzten vier Jahrzehnte herrühren. Hier sind, wenn wir den Todten den Vortritt lassen, Bilder Gatteris, jenes Malers, dessen erste Knabenversuche schon die allgemeinste Aufmerksamkeit erregten, ferner von August Tominz, dem mittleren dreier Künstlergenerationen: schon sein Vater Josef war in den Zwanziger-Jahren hier als Porträtmaler thätig und sein Sohn Alfred, der gegenwärtige Conservator des Museums, ist insbesondere als Pferdemaler geschätzt. Hier erblicken wir Bilder Lor. Buttis, dann des zugewanderten, aber bis zu seinem Lebensende in Triest

schaffenden Karl Haase, sowie W. Beuerlins. Und von Lebenden finden wir vertreten: den in Brüssel weilenden Altmeister Cesare dell'Acqua, den die Triester, obwohl er Pirano seinen Geburtsort nennt, zu den Ihren rechnen; dann Agujari, Barison, Beda, Lonza, Pascutti und den Orientmaler Fiedler, einen Deutschen, der seit vielen Jahren in Triest sein Heim aufgeschlagen hat. Fügen wir noch die Namen einiger Maler hinzu, denen wir nicht im Museum begegnen: Astolfi, Crevatin, den in Paris lebenden Rota, Scomparini, — der jungen Generation: Grünhut, Veruda und Wostru nicht zu vergessen, so sehen wir, daß die einst ausgestreute Saat nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen ist.

Nicht weit vom Revoltella-Museum stoßen wir auf dem Leipziger Platz in einem Gebäude, in dem außer der k. k. Akademie für Handel und Nautik auch die Bibliothek, das Archiv und das Alterthumsmuseum der Stadt untergebracht sind, auf eine bedeutende naturhistorische Sammlung. Sie trägt den Namen des Erzherzogs Ferdinand Max und ist insbesondere für das Studium der Fauna des adriatischen Meeres wichtig. Auch eine im Entstehen begriffene prähistorische Abtheilung, meist Funde aus dem Küstenland umfassend, ist nicht ohne Interesse. Der Name des Platzes, auf dem sich das gedachte Gebäude befindet, erinnert in seinem Wechsel an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Als der Platz 1813 — also gegen das Ende der französischen Herrschaft — durch die Regulirung einstiger Klostergründe entstand, wurde er vom Intendanten Calafati nach einem Siege Napoleons Lützener-Platz genannt. Wenige Monate darauf war der Stern des Imperators erblichen, die österreichischen Truppen rückten in Triest ein und der Platz erhielt einen neuen Namen von dem Ort, bei dem sich die Wendung des Geschickes Napoleons vollzogen hatte. Bezeichnender aber als der nunmehrige Name wäre ein anderer: „Schulplatz“. Denn die beiden großen Gebäude an den Langseiten sind ganz Studienzwecken gewidmet und stark besuchte Schulen sind hier wie in naheliegenden Häusern untergebracht. Überhaupt ist die Stadt Triest reich an Unterrichtsanstalten und die eifrige Pflege des Schulwesens bildet einen Ehrentitel der Bürgerschaft, ebenso wie ihr unermüdlicher Wohlthätigkeits Sinn.

Den größten Theil des soeben genannten Leipziger-Platzes nimmt ein wohlgepflegtes Gärtchen ein. Leider ist Triest an ähnlichen Anlagen ungemein arm. Selbst der nach dem einstigen verdienten Bürgermeister Muzio Tommasini benannte Volksgarten macht zwar durch seine wohlgepflegten Baum- und Blumengruppen einen vortrefflichen Eindruck, ist aber namentlich an Sonntagen für die Zahl der Besucher viel zu klein.

Zu den beliebtesten Spaziergängen gehört der Acquedotto, dessen Name an die römische und die thesianische Wasserleitung erinnert. Übrigens reichte das im Jahre 1751 vollendete Werk der Kaiserin damals ebensowenig aus, als die im Jahre 1859 eröffnete



Mitramor.

Benjamin West

Murifinäitung, die das Wasser mehrerer Quellen vom Fuße des Kalkplateaus unterhalb von St. Croce der Stadt zuführt, den gesteigerten Anforderungen der gegenwärtigen Bevölkerung genügt.

Der Acquedotto erhielt 1807 auf Kosten Domenico Rossettis die erste Allee Triests. Ihre Fortsetzung führt zum Boschetto und eine reiche Auswahl von Wegen steht uns zur Verfügung, wenn wir den „Jägerhügel“ hinansteigen wollen. Auf den schönsten Punkten der Höhe liegen das Schießhaus des Triester Schützenvereins, dann ein als Gasthaus benützter Bau, den die Triester 1844 dem Kaiser zu Ehren, der ihnen den Eichenwald als „immerwährenden Spaziergang“ geschenkt, „Ferdinando“ nannten, endlich das ehemalige Landhaus Revoltellas mit einem Park. Hier ruht auch der vielgenannte Triester Kaufherr in einer schönen, nach den Plänen des Wiener's Kranner erbauten romanischen Kapelle. Die Zeichnungen für das Wohnhaus stammen ebenso wie jene für das Ferdinando und das Stadthaus Revoltellas vom Berliner Architekten Hitzig. Gegenwärtig gehört die ganze Anlage der Gemeinde.

Bieten schon die soeben erwähnten Orte am „Jäger“ reizende Ausblicke, so gewährt der weit höhere Punkt am Obelisken von Opëina ein noch großartigeres Bild. Ein landschaftliches Interesse anderer Art erwecken die Spaziergänge an der Küste, das vielbesuchte St. Andrea am Westende der Stadt mit der fast einem Gebirgssee ähnlichen Bucht von Muggia und das eine halbe Stunde nördlich von Triest liegende Barcola mit seinen Badeanlagen. Schon von Barcola aus glänzt uns ein weißschimmerndes Schloß von einem Küstenvorsprung entgegen. Es ist Miramar. Welche Fülle von Erinnerungen erhebender und schmerzlicher Art erweckt das eine Wort! Als einst Erzherzog Ferdinand Max, damals Obercommandant der Kriegsmarine, bei einer Fahrt nach Duino durch einen heftigen Borasturm genöthigt wurde, bei der Punta di Grignano vor Anker zu gehen, gefiel ihm die Lage und Umgebung des Hauses Danen, in dem er ein Obdach gefunden, so gut, daß er beschloß, sich dort anzusiedeln. Bald war der nöthige Grund gekauft und nun begann ein emsiges Schaffen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit erhob sich statt des bescheidenen Wohnhauses ein in normannischem Stil erbautes herrliches Schloß und das Neben- und Wiesengelände, ja stellenweise der nackte Felsboden verwandelten sich in einen zaubervollen Park. Schon am heiligen Abend 1860 konnte der Erzherzog sein neues Heim beziehen, das er von dem Ausrufe „Si mira il mare (Man sieht das Meer!)“ „Miramar“ nannte. Den Plan des Hauptgebäudes hatte der Architekt Karl Junker entworfen, die Ausführung leitete zunächst derselbe, dann der Architekt Hauser. Aber auch der hohe Bauherr, der sich für seine Schöpfung lebhaft interessirte, nahm sowohl auf die Pläne des Gebäudes, wie vor Allem auf dessen innere Ausschmückung den größten Einfluß.

Mit wehmüthigen Gefühlen durchwandert heute der Besucher die Wohn- und Arbeitsgemächer des Fürsten, jene Räume, die er in dankbarer Erinnerung an die Freuden des Seelebens im Kajütenstil ausstatten ließ und die noch heute so erhalten sind, wie sie ihr Bauherr verließ. Auf Schritt und Tritt werden wir im ganzen Erdgeschoß daran erinnert, daß hier Maximilian mehrere der schönsten Jahre seines Lebens verbrachte. Sind wir aber durch das Stiegenhaus mit seinen leuchtertragenden Herolden, Jagdtrophäen und Waffenstücken zum ersten Stockwerk emporgestiegen, so gelangen wir in die eigentlichen Prunkgemächer, jene Räume, die erst während der Kaiserzeit Maximilians hergerichtet wurden.

Wie sehr sich dieser auch unter den schwierigsten Regierungsjorgen um sein Heim an der Adria kümmerte, beweist der Umstand, daß er sich nicht nur über die Ausschmückung aller Gemächer genauen Bericht erstatten ließ und selbst für die kleinsten Einzelheiten Verfügungen traf, sondern daß er sogar den Plan hegte, das Schloß durch Erbauung eines zweiten Flügels zu erweitern und die Parkanlagen noch größer und prachtvoller zu gestalten. Der Tod des Kaisers schnitt alle diese Pläne ab, ja schon ehe das erste Stockwerk ganz vollendet war, weilte der Schöpfer des Baues nicht mehr unter den Lebenden. In einem dieser Zimmer hängt noch das letzte Porträt des Kaisers, das ein französischer Maler in Mexico ausführte, und nicht unpassend sind in demselben Gemache die baulichen Schöpfungen des Erzherzogs abgebildet, Maxing bei Hiebing, Miramar und Pola, dessen eifriger Förderer er als Marine-Obercommandant gewesen war. Ein anderer prächtiger Raum des ersten Stockwerkes, das Familien-Speisezimmer, enthält sechs Wandbilder mit Szenen aus der Geschichte der Gegend. Sie rühren, ebenso wie das allegorische, die Gründung Miramares darstellende Deckengemälde von dem bereits unter den Triester Malern genannten Cesare dell' Acqua her. Wieder ein anderes Zimmer, das Cerclezimmer hinter dem Thron- oder Festsaal, zieren Bilder älterer berühmter Meister. Bieten sich schon von den einzelnen Wohnzimmern, wie von der Terrasse des Schlosses schöne Ausblicke nach allen Seiten, so übersehen wir das ganze kleine Paradies, wenn wir den Thurm hinaussteigen. Die verschiedenen Partien des herrlich gehaltenen Parkes treten scharf hervor, die Terrassen mit ihren exotischen Pflanzen und ihren Statuen, die Rosenlauben, Camelienhecken, Eichen- und Fichtenwäldchen, sowie die reizend zerstreuten Häuschen mit ihren zierlichen Anlagen. Namentlich im Frühjahr ist das Bild, das sich hier bietet, ein unsagbar schönes. Gegenwärtig ist das Schloß, in welchem Erzherzog Maximilian am 10. April 1863 die mexicanische Kaiserwürde angenommen hatte, im Besitze Seiner Majestät des Kaisers und dient ab und zu Mitgliedern des Kaiserhauses zum zeitweiligen Aufenthalt.

Noch ein anderer Punkt in unserer Nähe gehört dem Monarchen. Wer in einer Fahrt das Küstengelände und das Karstplateau kennen lernen will, der wandere mit uns nach Lipizza.

Die prächtige Straße, die in langgezogenen Windungen zur Höhe des Plateaus hinaufführt, bietet eine Reihe wechselnder Ausichten auf Stadt und Hafen, das Thal von St. Giovanni und die umliegenden Höhen. Oben ändert sich das Bild, — wir sind auf dem Karste. Wohl tritt derselbe hier nicht in seiner ganzen Nacktheit auf und bald durchfahren wir die freundlichere Gegend von Basovizza. Dennoch sind wir froh, sobald uns der 310 Hektar große Lipizzanerwald aufnimmt. Trotz seines Namens (Lipizza slovenisch Kleinlinde) weist er jetzt vorzugsweise Eichenbestand auf.

Schon im Alterthum war die nicht zu ferne Gegend am Timavus (Timaus, Timavo) wegen ihrer Pferdezüchter berühmt und noch im XVI. Jahrhundert erfreuten sich die dortigen Turnierpferde eines guten Rufes. Vielleicht legte dieser Umstand dem Erzherzog Karl, als er 1576 Triest besuchte, den Gedanken nahe, auf dem Karst ein Hofgestüt zu errichten. Vier Jahre später brachte er die bischöfliche Villa Lipizza, die damals aus drei Huben bestand, zunächst pachtweise an sich, ließ die Hubenleute anderweitig unterbringen und begann den Bau des Gestütes, das zuerst mit Zuchtpferden aus der Polessina bei Rovigo und aus Spanien besetzt wurde.

Mancherlei Schicksale machte das Gestüt, das allmählig größer wurde und mehrere Zubauten erhielt, durch. Wiederholt lief es Gefahr, aufgehoben zu werden. Dreimal wanderten Menschen und Pferde zur Zeit der Franzosenkriege aus: 1797, 1805 und 1809. Das letzte Mal blieben sie sechs Jahre von der alten Heimstätte fern. Seitdem erfreute sich das Gestüt dauernder Ruhe und feierte 1880 unter großer Theilnahme der umwohnenden Bevölkerung das Fest seines dreihundertjährigen Bestandes. Gegenwärtig sind ungefähr 140 Pferde in Lipizza untergebracht, die zumeist den fünf Stämmen der reinen Lipizzaner Race angehören.

Das Hofgestüt hat die Aufgabe, die Hengste für die spanische Schule in Wien, den einzigen noch bestehenden Hort gediegener höherer Reitkunst, zu liefern. Auch werden die Lipizzanerpferde, die sich durch leichten Gang, Ausdauer und Willigkeit auszeichnen, bei Hof zu leichten Zucker- und Sechserzügen verwendet.

Bersehen wir uns jetzt von den freundlichen Wiesen, auf denen die munteren Füllen umherspringen, von den rauschenden Eichen des Lipizzanerwaldes noch einmal an das Ufer des Meeres zu dem Mastenwald im Hafen. Soeben stößt ein Schiff vom Lande ab. Wie reizend ist doch der Anblick, den Triest von der See darbietet! Hinter der langgestreckten Häuserreihe der Riva ziehen sich die höher gelegenen Gassen hin, über ihnen thront das Kastell, dazwischen blicken zahlreiche Stadthäuser und Willen aus dem Grün der Gärten hervor. Und wie bewegt ist das Leben im Hafen selbst! Hat das Schiff den Leuchthurm umfahren, so ändert sich allmählig das Bild. Ein Theil der Stadt wird verdeckt, dafür taucht ein anderer am Nordabhang der Bucht von Muggia auf. Begrenzen hier die Berge



Stipizzo mit weiblichen Pferden des Hofgestüts.

des Eichenbodens den Gesichtskreis, so steigen bald auch über der Karstwand, die den Triester Golf im Norden und Osten umspannt, höhere Berge empor. Immer Neues entrollt sich dem Blick, während die Stadt langsam unseren Augen entschwindet. Mag man Triest aber von der See oder, wie wir es am Beginn unserer Schilderung gethan haben, vom Lande aus betrachten, immer nimmt man einen bedeutungsvollen Eindruck in sich auf, immer fühlt man, daß die Stadt, die so anmuthig und stolz daliegt, eine Königin ist, ein Handelsemporium der Adria.

